

8. Feinanalysen und Kurzfallportraits

8.1 Aadil¹ – »Bitte, Österreich, lass mich frei«²

8.1.1 Kurzportrait

Aadil ist zum Gesprächszeitpunkt 23 Jahre alt und bereits seit zwei Jahren in Österreich. Er ist im Irak geboren. Gemeinsam mit seinen fünf Geschwistern wächst er in einer großen Stadt auf. Als er sieben Jahre alt ist, stirbt seine Mutter an Krebs. Sein Vater heiratet kurze Zeit später erneut, wobei Aadils Stiefmutter selbst fünf Kinder mit in die Ehe bringt. Im Alter von neun Jahren fängt Aadil an zu arbeiten, um seine Familie finanziell zu unterstützen. Nach dem Abschluss der Schule beginnt er, Journalismus zu studieren. Mehrfach wird er an der Universität von Milizen bedroht. Schließlich werden drei seiner befreundeten Mitstudierenden vor seinen Augen erschossen. Als die Milizen zu ihm nach Hause kommen und seine Brüder und ihn dazu zwingen wollen, eine militärische Ausbildung im Iran zu absolvieren, entscheidet sich Aadil, gemeinsam mit seiner Familie den Irak zu verlassen und in die Türkei zu gehen. 2014 flieht er zunächst allein. Seine Brüder und zwei Freunde folgen ihm kurze Zeit später. Insgesamt bleiben sie ein Jahr in der Türkei. Als die Situation auch dort immer unerträglicher wird, beschließen sie, sich nach Belgien aufzumachen, wo bereits ein Bruder von Aadil lebt. In Österreich werden sie von der Polizei aufgegriffen und sind daher gezwungen, ihren Asylantrag dort zu stellen. 2017 erhält Aadil seinen erstinstanzlichen Bescheid, der negativ ist.

1 Mit Aadil wurden zwei Gespräche geführt. Da das erste Gespräch (10.11.2017) primär seine Zeit in Österreich betraf, wurde mit dem zweiten Gespräch (22.03.2019) das Ziel verfolgt, die Zusammenhänge seiner Flucht besser zu verstehen. Im Folgenden werden Auszüge aus den Gesprächen mit »Aadil I« und »Aadil II« kenntlich gemacht.

2 Aadil I: 4.

Zum Zeitpunkt meines zweiten Gesprächs mit ihm wartet er auf sein zweites behördliches Interview.

8.1.2 Ländervignette: Zur Situation von JournalistInnen im Irak

Der Irak befindet sich seit 1980 im Kriegszustand.³ Seit 40 Jahren leben die Menschen dort mit bewaffneten Konflikten zwischen unterschiedlichen AkteurInnen. Nach der Präsidentenwahl 1979 etablierte Saddam Hussein eine Diktatur, die nach innen mit Repressionen und systematischer Gewalt gegen die eigene Bevölkerung arbeitete und nach außen durch wiederholte Kriege gekennzeichnet war (vgl. Rohde 2018). Nach dem Sturz Husseins im Jahr 2003 durch die Koalition der Willigen (»coalition of the willing«), die nach US-amerikanischen Angaben zur Zeit der Gründung 43 Staaten umfasste, kam es zur Besetzung des Iraks. US-amerikanische Kampftruppen waren dabei mit Abstand am stärksten vertreten. Im Mai 2003 erklärte der damalige US-Präsident George W. Bush die Kampfhandlungen für beendet und der Irak wurde in Besatzungszonen aufgeteilt.

Das nach 2003 installierte politische System, so Achim Rohde, »ist weitgehend dysfunktional, die politische Klasse korrupt und zerstritten« (Rohde 2018: o.A.). Amnesty International berichtet immer wieder über zahlreiche Menschenrechtsverstöße im Irak (vgl. Amnesty 2011; 2012; 2013; 2018).⁴ Im Oktober 2006 rief die irakische al-Qaida die Gründung eines »Islamischen Staates« (ISI) aus. Mit dem Abzug der ausländischen Kampftruppen 2011 gewann der ISI unter der Führung von Abu Bakr al-Baghdadi zusehends an

3 Nach der Machübernahme durch Saddam Hussein 1979 kam es 1980 zum Ersten Golfkrieg zwischen dem Irak und dem Iran. Dieser Krieg dauerte bis 1988 und kostete rund 1 Million Menschen das Leben (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung [bpb] 2015). Der Einsatz von chemischen Waffen traf vor allem die Zivilbevölkerung. 1990 folgte das UN-Embargo, das bis zum Sturz Saddam Husseins im Jahr 2003 fort dauerte. Das Wirtschafts-, Finanz- und Militärembargo gegen den Irak traf vor allem die irakische Bevölkerung, weil so etwa der Import von lebenswichtigen Medikamenten und Nahrungsmitteln verhindert wurde. 1991 kam es schließlich zum Zweiten Golfkrieg und 2003 zum Dritten Golfkrieg, an dem die US-Regierung federführend beteiligt war. Die Besetzung durch die sogenannte Koalition der Willigen (»coalition of the willing«) unter der Führung der Vereinigten Staaten – nach völkerrechtswidriger Militärintervention – dauerte bis 2011 an.

4 Amnesty International veröffentlicht jährlich Länderberichte zu unterschiedlichen Krisenregionen. Abrufbar unter: [https://www.amnesty.de/informieren/amnesty-report-artikelarchiv?f\[\]=countries:153](https://www.amnesty.de/informieren/amnesty-report-artikelarchiv?f[]=countries:153) (Stand: 01.04.2019).

Einfluss (vgl. Steinberg 2014). Bis heute verüben Regierungstruppen, paramilitärische Milizen, die US-geführte Militärallianz und die bewaffnete Gruppe Islamischer Staat (IS) Kriegsverbrechen und verstoßen gegen das humanitäre Völkerrecht und die Menschenrechte (vgl. Amnesty 2017/18).

Die Lage für JournalistInnen im Irak wird als äußerst gefährlich eingestuft. Das Netzwerk Reporter ohne Grenzen beschreibt seit 2002 jährlich aufgrund von 87 Fragen die Situation von JournalistInnen, Medienhäusern und zivilen BürgerInnenreporterInnen in 180 Ländern. Der Irak befindet sich in dieser Rangliste auf Platz 160 und gehört damit zu den gefährlichsten Ländern für Medienschaffende (vgl. Reporter ohne Grenzen 2019). Internationale Menschenrechtsorganisationen berichten von systematischer Gewalt, der JournalistInnen im Irak sowohl von staatlicher als auch von nichtstaatlicher Seite ausgesetzt sind. Sie werden gezielt angegriffen, eingeschüchtert, entführt, gefoltert und getötet. Es existiert de facto keine Presse- und Meinungsfreiheit im Irak. 2014 erlässt die staatliche Kommunikations- und Medienkommission verbindliche Richtlinien für Medien. Darin werden diese »aufgefordert, nicht über Aufständische zu berichten. Kritik an Regierungstruppen sei untersagt und die Berichterstattung über sie müsse stets wohlwollend sein.« (Amnesty 2015b) 2016 wurden zwei Produktionsbüros von irakischen Fernsehsendern geschlossen. Ihnen wurde vorgeworfen, Konflikte zwischen ethnisch-religiösen Gruppen und Gewalt geschürt zu haben (vgl. Amnesty 2016/17). Auch aktuell bleibt die Lage für JournalistInnen äußerst schwierig und teilweise lebensgefährlich.

8.1.3 Die Gesprächssituation für die eigenen Bedürfnisse nutzen

Aadil zeigt sich gleich zu Beginn beider Gespräche offen. Es sprudelt geradezu aus ihm heraus. Im Laufe seiner Erzählungen wird deutlich, dass er die Gesprächssituation für seine Bedürfnisse zu nutzen weiß. Da viele seiner engen Freunde ebenfalls noch einen unsicheren Aufenthaltsstatus haben und sich damit genau wie er in einer äußerst prekären Situation befinden, fehlen ihm manchmal AnsprechpartnerInnen, um über seine Gedanken, Sorgen und Ängste zu sprechen. Auch seine Familie befindet sich nicht in greifbarer Nähe: Einer seiner Brüder hat einen Asylantrag in Belgien gestellt, ein anderer Bruder in Australien und sein Vater befindet sich mit seiner Stiefmutter in der Türkei. Der Umstand, auf sich allein gestellt zu sein und seine Familie nicht um sich zu haben, löst bei Aadil eine Mischung aus Wut und Traurigkeit aus – gerade auch in Hinblick auf seinen ursprünglichen Plan, wie sein Bruder in

Belgien einen Asylantrag zu stellen. Das Gespräch mit mir nutzt Aadil in zweierlei Hinsicht für sich: zum einem, um die Kämpfe, die er sonst überwiegend mit sich allein ausmacht, zu teilen und sich dadurch zumindest kurzzeitig zu erleichtern: »[I]ch wollte dir auch danken, dass ich das alles sagen konnte. Es war wichtig für mich, das mal alles loszuwerden, also erleichternd.« (Aadil I: 10) Andererseits sieht er in der geplanten Veröffentlichung des Gesprächs eine Möglichkeit, mich als Sprachrohr zu nutzen, um die zahlreichen Ungerechtigkeiten, die ihm als Asylantragsteller widerfahren, einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Er erhofft sich dadurch ein wachsendes Verständnis der Tiroler Bevölkerung, das er auch mit der Chance verknüpft, die Lebenssituation für FluchtMigrierende insgesamt zu verbessern:

»Ich möchte, dass das alles rauskommt. Ich möchte, dass die Leute das alles wissen. Sie müssen das hören und wissen. Schau, wie wir leben in Österreich. Vielleicht verstehen die Menschen in Tirol uns dann besser und sie sehen es ein, dass wir auch Menschen sind. Dann kann sich auch etwas für uns verändern. [...] Ja, sie müssen lernen, wie es mir geht. Es gibt viele Menschen, die das nicht interessiert.« (Aadil I: 14)

Auch wenn sein Fazit in Bezug auf die hegemonial strukturierte ZuhörerInnenschaft ernüchternd bleibt, sieht Aadil eine zentrale Aufgabe in seiner gegenwärtigen Situation, sich dafür einzusetzen, Sensibilisierungsarbeit für die Situation von geflüchteten Menschen in Tirol zu leisten. Er schreibt unter anderem eine Kolumne für eine österreichische Zeitung, deren Ziel es ist, die Lebenssituation von Menschen, die sich in Österreich im Asylverfahren befinden, für die LeserInnenschaft zugänglich zu machen und dadurch ein Bewusstsein für die Schwierigkeiten und diskriminierenden Strukturen zu generieren. Zudem verfolgt er durch die regelmäßigen Veröffentlichungen weiter seinen Wunsch, als Journalist tätig zu sein. Seine Biographie lässt sich als andauernder Kampf für die Verwirklichung dieses bereits in der Kindheit gewachsenen Traumes lesen, der ihn letztlich auch zu seiner FluchtMigration bewegt hat.

8.1.4 (Überlebens-)Kampf für Meinungs- und Handlungsfreiheit – Stationen einer FluchtMigration

Durch den frühen Tod seiner Mutter – und damit seiner engsten Bezugsperson – ist Aadil schon in jungen Jahren auf sich gestellt. Bereits im Alter von neun Jahren beginnt er zu arbeiten und die Familie dadurch finanziell zu un-

terstützen. Die Beziehung zu seinem Vater und zu seiner Stiefmutter gestaltet sich schwierig. So sind die Erinnerungen an seine Kindheit von Streitigkeiten geprägt. Vor allem die starke religiöse Einstellung seines Vaters, die er nicht teilt, führt dazu, dass sich das Verhältnis zu ihm zusehends verschlechtert. Hinzu kommt die religiöse Orientierung seines Umfeldes, sowohl im familiären System als auch in der irakischen Bevölkerung, und nicht zuletzt sind auch die staatlichen Strukturen davon durchdrungen. Dies führt dazu, dass Aadil sich wie in einem großen Gefängnis fühlt, in dem er seine Gedanken und Haltungen verbergen muss. Er beschreibt den Irak als repressiv-religiösen Raum, der abweichende Meinungen und Haltungen jederzeit ahnden und bestrafen kann. Die Menschen, so Aadil, seien »verrückt« (Aadil I: 3) und vollkommen durch ihre Hinwendung zur Religion bestimmt. Während er sich oberflächlich an die religiöse Orientierung seines Umfeldes anpasst (bzw. anpassen muss), um potenziell tödlichen Konsequenzen zu entgehen, distanziert er sich innerlich vom Islam.

Diese Anpassung nach außen kann als das interpretiert werden, was Erving Goffman in seiner Studie »Asyle« als »sich im Geiste entfernen« beschrieben hat. Dabei handelt es sich laut Goffman um »eine bestimmte Form des Absentismus [...], die darin besteht, sich nicht einer vorgeschriebenen Handlung, sondern einem vorgeschriebenen Sein zu entziehen« (Goffman 1973: 184). Seine Gedanken und seine grundlegende Kritik an der irakischen Politik und deren enger Verwobenheit mit der Religion behält Aadil zum Schutz seines physischen und psychischen Überlebens zunächst für sich. Durch diese Einschränkung wächst in Aadil schon früh der Wunsch, Journalist zu werden und sich in diesem Beruf für Meinungs- und Handlungsfreiheit einzusetzen:

»Wenn du dort [im Irak; Anm. d. Verf.] bist, es ist kein Land, in dem du frei bist. Da ist der Islam. Wenn du deine Meinung sagen willst, dann musst du immer aufpassen, welche Wörter du benutzt und mit wem du redest, bei welchen Leuten du dich anpassen musst. Also, es gibt viele Sachen, wo du dich wirklich nicht frei fühlst. Vielleicht wollte ich auch deswegen schon immer Journalist werden, um gegen das alles zu schreiben. Also, jetzt kann ich sagen, dass ich mich jetzt komplett frei fühle, alles zu sagen. Ich habe keine Angst mehr, meine Meinung zu sagen oder über etwas zu reden.« (Aadil II: 3)

Um sein Ziel zu erreichen, arbeitet Aadil hart und entscheidet sich trotz der damit verbundenen Gefahren, ein Journalismus-Studium zu beginnen. Um dieses zu finanzieren, unterhält er daneben zwei Geschäfte und arbeitet dar-

über hinaus noch in der Immobilienfirma seines Vaters mit – bis zu dem Tag, an dem das »repressive [...] Regulativ des Überwachens und Strafens mit seiner [...] physischen Gewalt« (Falch 2017: 208) zuschlägt: Milizen stürmen den Vorlesungssaal an der Universität und töten vor den Augen der anwesenden Studierenden drei Mitstudierende, die zu Aadils besten Freunden gehören. Als die Milizen kurze Zeit später auch zu ihm nach Hause kommen, um ihn und seine Brüder als Kämpfer gegen den IS zu rekrutieren, sieht er für sich keine Möglichkeit mehr, im Irak zu bleiben. Der Gedanke daran, einmal einen Menschen töten zu müssen, ist unerträglich für Aadil. Die Familie entscheidet gemeinsam, dass Aadil mit seinen zwei Brüdern in die Türkei flieht. Besonders schmerzhaft ist für ihn dabei, dass er dadurch sein Studium nicht beenden kann. Dennoch interpretiert er retrospektiv die Entscheidung zur FluchtMigration auch als eine Entscheidung für seinen Kampf um Meinungs- und Handlungsfreiheit:

»Da habe ich entschieden, dass ich in die Türkei fahre, obwohl ich mein Studium noch nicht fertig gemacht habe, und ich habe es geliebt in meinem Leben. Ich wollte das machen und ich wollte dort arbeiten. Ich will alles machen, was ich mir als Kind gewünscht habe. Aber leider habe ich das nicht gemacht, weil unsere Situation so schlecht war. Meine Entscheidung zu gehen war auch eine Entscheidung für ein Leben in Freiheit, also dass ich sagen und machen kann, was ich will.« (Aadil II: 5)

In der Türkei angekommen, trifft Aadil einen Freund, der bereits ein halbes Jahr zuvor in die Türkei geflohen ist. Gemeinsam suchen sie eine Wohnung und ziehen mit vier weiteren Freunden zusammen. Seine Freunde fungieren für Aadil als Familienersatz und bieten ihm Halt in Momenten der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Nach seiner Ankunft stellt er einen Asylantrag. Nach seinem ersten Interview teilt ihm die zuständige Behörde mit, dass er voraussichtlich sieben Jahre warten müsse, bis er einen Bescheid erhält. Mit diesem prekären Status verbunden ist ein offizielles Arbeitsverbot. Dennoch schafft es Aadil, sich gemeinsam mit seinen Freunden über ein Jahr mit Gelegenheitsjobs und »Schwarzarbeit« durchzuschlagen. Aufgrund der misslichen Lebensbedingungen sowie der damit verbundenen Perspektivlosigkeit entscheiden sich die Freunde 2015, gemeinsam nach Europa zu gehen. Mit Hilfe von bestehenden Kontakten organisieren sie sich einen »FluchtMigrationshelfer«, der sie zunächst nach Griechenland bringt. Mit einem Schlauchboot setzt die Gruppe mitten in der Nacht über: »Damit sind wir gefahren. Das ist eigentlich für fünf Leute gedacht, aber wir waren insgesamt 30 Leute.

Es ist wirklich sehr gefährlich auf diesem Meer. Ich kann nicht schwimmen. Wenn ich rausgefallen wäre, wäre ich gestorben. Wir hatten beste Freunde in der Türkei, die sind dabei gestorben.« (Aadil II: 8)

Auf der griechischen Insel, auf der sie an Land gehen, bleiben sie elf Tage, bevor sie sich mit einem anderen FluchtMigrationshelfer weiter nach Mazedonien und schließlich, versteckt in einem LKW hinter Paletten, nach Belgrad aufmachen. Besonders präsent in seiner Erinnerung ist das quälende Hungergefühl, das Aadil auf seiner FluchtMigration tagtäglich begleitet: »Weißt du, was es bedeutet, Hunger zu haben? [...] Ich wollte essen. Ich habe in meinen Schuh gebissen. Ich wollte essen. Ich hatte so einen Hunger.« (Aadil II: 10) Die Erfahrung, auf fremde Hilfe angewiesen zu sein, um Grundbedürfnisse wie Nahrung sichern zu können, empfindet Aadil, der bereits mit sieben Jahren selbstständig sein musste, als beschämend: »Man fühlt sich wie so ein Bettler in dem Moment [...]. Aber in dem Moment musst du das machen, damit dein Leben weitergeht. In dem Moment denkst du nicht an die Vergangenheit, die du gehabt hast. Es ist besser, dass du alles hinter dir gelassen hast und weiterkommst.« (Aadil II: 9)

Ein weiterer FluchtMigrationshelfer bringt die Freunde schließlich nach Ungarn und dann über die Grenze nach Österreich. Die Strapazen der FluchtMigration setzen ihr merklich zu. Ihr eigentlicher Plan, weiter nach Belgien zu reisen, wird abrupt durchkreuzt, als die österreichische Polizei die Gruppe aufgreift und in einem Gefängnis unterbringt. Dort wird Aadil von seinen Freunden getrennt und nach zwei Tagen in die Erstaufnahmestelle West in Thalham gebracht. Von Thalham geht es weiter nach Fieberbrunn und schließlich nach Landeck. Dort lebt Aadil zwei Jahre, bis das Heim Anfang 2018 geschlossen wird und er in einem anderen Heim in Tirol unterkommt.

Mit seiner Ankunft in Österreich und der Registrierung seiner Person als »Flüchtling« beginnt für Aadil eine Tortur, die er als Entmenslichung, Erniedrigung und Entrechtung definiert. Beispielhaft hierfür ist seine Erzählung über die Form der Unterbringung für geflohene Menschen in Tirol:

»Wenn du dahin gehst ... man kann da eine Stunde nicht leben, aber sie schmeißen die Leute einfach da hin und sagen: ›Sei dankbar, dass du einen Platz hast zum Schlafen.‹ Aber wenn ich auf der Straße schlafe, ist das besser als dieser Platz. Schmutzig, Krankheit. Alles, was es dort gibt. [...] [S]ie denken nur an Geld und wir als Menschen sind nur eine Zahl in einem Computer. [...] Es geht nur darum, wie viele Zahlen du hast, und nicht, wie viele Menschen du hast.« (Aadil II: 14)

Damit bezieht sich Aadil direkt auf die objektivierende Wirkung des Diskurses, der sich unter anderem in der Form der Unterbringung und der depersonifizierenden Behandlung seiner Person als Nummer materialisiert. An dieser Stelle wird deutlich, dass für Aadil mit der Zuschreibung »Flüchtling« eine Entmenschlichung einhergeht, die ihn und andere FluchtMigrierende diskursiv zu Objekten degradiert, an denen legitim Gewalt ausgeübt werden kann. Kurze Zeit später im Gespräch konkretisiert Aadil, um wen es sich bei diesem machtvollen »Sie« handelt: »Ich bin und ich weiß, dass ich für die immer eine Zahl bin. Ich bin kein Mensch. Sie sagen in Österreich und in Europa zwar, dass sie immer zuerst an Menschlichkeit denken, aber wir sind keine Menschen für die. Wir sind eine Zahl« (Aadil II: 15f.).

Aadil verweist auf die Diskrepanz zwischen der österreichischen bzw. europäischen Selbsterzählung als Hort der Menschlichkeit und den realen Handlungen, die diesen vorangetragenen Werten fundamental widersprechen. Zwar lässt sich eine gewisse Unterwerfung Aadils unter die Kategorisierung als »Flüchtling« erkennen, indem er sich dem »Wir/Flüchtlinge« zuordnet, allerdings nur um aus dieser Sprecherrolle gleichzeitig Kritik an der massiven Ab- und Entwertung FluchtMigrierender zu üben. Es handelt sich dabei folglich nicht um eine tatsächliche Identifizierung mit der Kategorie »Flüchtling«, sondern vielmehr um eine partielle Annahme der Zuschreibungen, um diese im gleichen Moment zu kritisieren und als Ungerechtigkeit zu identifizieren.

8.1.5 Kritik an diskriminierenden Diskursen und Praktiken – »Die Österreicher haben oft ein schlechtes Bild im Kopf«⁵

Die Kritik an den diskriminierenden Strukturen, Diskursen und Praktiken, mit denen Aadil in Österreich konfrontiert wird, nehmen in beiden Interviews verhältnismäßig den größten Raum ein. Die Frustration und Enttäuschung über den negativen Ausgang seines Asylverfahrens in der ersten Instanz ist deutlich spürbar. Während er in Erzählpassagen über sein Leben im Irak den Kampf um Meinungsfreiheit in den Vordergrund rückt, kreisen seine Erzählungen, die die gegenwärtige Lebenssituation betreffen, vor allem um die Einschränkungen seiner Handlungs- und Entscheidungsfreiheit. Dass er nicht arbeiten darf und damit nicht in der Lage ist, sein eigenes Geld zu ver-

5 Aadil I: 6.

dienen, führt dazu, dass sich Aadil erneut, wie damals im Irak, wie in einem Gefängnis fühlt:

»Österreich, Österreich, Österreich. Ich mag Österreich. Ich liebe Österreich. Ich will in Österreich leben. Aber lass mich frei sein. Nicht immer dieses Muss. Ich hasse dieses Wort ›muss‹. Im Irak ist das genauso. Du musst das nicht machen, weil der Islam das sagt. Du musst das nicht machen, weil die Milizen ... da ist doch kein Unterschied. Das ist hier genau gleich. Immer muss, muss, muss.« (Aadil I: 11)

Die Beschränkungen seines subjektiven Möglichkeitsraumes in Bezug auf seine Handlungs- und Entscheidungsfreiheit führt er unter anderem auf die mediale Konstruktion der Flüchtlingsfigur zurück, die primär ein negatives Bild eben dieser zeichnet und gleichzeitig ein positiv besetztes österreichisches »Wir« inszeniert. Dabei ist ihm bewusst, dass der Kampf gegen die tief verankerten »Bilder im Kopf«, die medial immer wieder befeuert werden, nicht unmittelbar auf seine Person bezogen ist, sondern vielmehr auf ein allgemeines rassistisches Wissen zurückzuführen ist:

»Die Österreicher haben oft ein schlechtes Bild im Kopf und reden darüber. Aber wenn du etwas Gutes machst, dann sagen sie nichts. Sie sagen nichts, glaub mir. Ich habe viel in Österreich gemacht und auch österreichischen Menschen geholfen. Sie sagen nichts. Aber wenn du etwas Schlechtes machst, dann steht es in der Zeitung und kommt im Fernsehen. Sie wollen dieses schlechte Bild von Asylbewerbern bestätigt haben.« (Aadil I: 6)

»Über Österreich wird immer gut gesprochen. Wie toll alles ist. Wie viel sie für uns Flüchtlinge machen. Die sind gut und wir sind schlecht. So einfach ist das für Österreicher. Aber wenn du dort lebst und das System anschaut, dann findest du etwas anderes. Die meinen ja auch nicht mich. Das sagt viel mehr über die Österreicher aus. Aber schwer ist es trotzdem.« (Aadil I: 11)

In der einseitigen medialen Konstruktion des »schlechten Flüchtlings« sieht Aadil die Legitimationsgrundlage für die gesellschaftliche und strukturelle Schlechterstellung FluchtMigrierender. Dass es mitunter tatsächlich auch Probleme gibt, will er dabei gar nicht verheimlichen. Vielmehr geht es ihm in seiner Kritik um die polarisierenden und generalisierenden Fremdrepräsentationen, mit denen er und andere Geflüchtete konfrontiert werden. Diese negativen Bilder führen laut Aadil dazu, dass er, als »Flüchtling« markiert, nicht wie österreichische StaatsbürgerInnen mit Rechten ausgestattet wird, sondern ihm vielmehr unzählige (Integrations-)Pflichten auferlegt werden.

Beispielhaft spricht er den verpflichtenden Integrationskurs für Menschen im Asylverfahren an. Um die Ungerechtigkeit und die unterschiedlichen Regeln, die für Menschen mit und ohne Aufenthaltserlaubnis gelten, zu veranschaulichen, kehrt er in einem Gedankenspiel die Pflicht, einen solchen Kurs zu besuchen, um und verordnet der »einheimischen« Bevölkerung einen Integrationskurs:

»Das geht zehn Stunden. Aber ich musste den machen. Wenn ich den nicht mache, dann bekomme ich kein Geld. Sie erzählen dir etwas über Österreich und den Zweiten Weltkrieg und über Hitler und über Nazis. Und welche Politik es gibt in Österreich. Also, ich fand es ganz interessant, weil ich bin Journalist. [...] Aber sie sollten einfach genauso einen Kurs über Afghanistan für Österreicher machen. [...] Mach also genau so einen Kurs für die österreichischen Leute, wo sie etwas über Afghanistan lernen in zehn Stunden. Die Leute sind schließlich hier, ob die Menschen das wollen oder nicht. Das ist ja auch Integration, wenn die Österreicher etwas lernen. Nicht nur die Anderen sollten das machen, sondern die Österreicher. Echt. Oder einen Kurs über Syrien. Ich glaube, die wollen das noch nicht mal eine Stunde.« (Aadil I: 9f.)

Mit dieser Umkehr entlarvt Aadil die einseitig strukturierte Forderung nach Integrationsleistungen, die zu erbringen sind. Während er aufgrund seiner marginalisierten gesellschaftlichen Positionierung in der Dominanzgesellschaft gezwungen ist, sich aktiv zu »integrieren«, scheinen Menschen mit einem österreichischen Pass, ohne etwas dafür tun zu müssen, als integriert zu gelten. In dem aufseiten der »ÖsterreicherInnen« verorteten Wissensdefizit über die Herkunftsländer der Menschen sieht Aadil die omnipräsente Forderung nach »Integration« – in diesem Fall durch die »ÖsterreicherInnen« – unzureichend erfüllt.

Sein Verständnis von »Integration« ist damit weit differenzierter als jenes, das in den dominanten medialen und gesellschaftlichen Integrationsnarrativen deutlich wird. So versteht er »Integration« nicht einseitig als Aufgabe von fluchtmigrierten Menschen, sondern erachtet Bemühungen aufseiten der bereits im Ankunftsland wohnhaften Bevölkerung als unabdingbar. Indem er die strukturellen Barrieren, mit denen er konfrontiert wird, als Ungerechtigkeiten erkennt, wird es ihm möglich, diese nicht auf sich als Person zu beziehen, sondern das dahinterstehende System dafür verantwortlich zu machen. Bezogen auf sein Integrationsverständnis erfährt Aadil seine gegenwärtige

Situation als »organisierte Desintegration« (Täubig 2009), in deren Zentrum das Arbeitsverbot steht.

8.1.6 Organisierte Desintegration – Arbeitsverbot

Vor dem Hintergrund, dass Aadil bereits in jungen Jahren für seinen eigenen Lebensunterhalt gesorgt hat, ist der Umstand, dass ihm verwehrt wird, sein eigenes Geld zu verdienen, für ihn besonders schwer zu ertragen. Das Arbeitsverbot, das aus der restriktiven österreichischen Asylgesetzgebung für Menschen im Asylverfahren resultiert, muss als Teil einer »organisierten Desintegration« verstanden werden. Vicki Täubig versteht darunter »das asyl- und aufenthaltsrechtliche Strukturgeflecht, das für Asylbewerber und ›Geduldete‹ als Angehörige einer bürokratischen Kategorie hergestellt wird« (ebd.: 58) und dabei mit Zwängen und Verboten arbeitet. Dass das Nicht-arbeiten-Dürfen in Aadils gegenwärtigem Alltag eine zentrale Rolle spielt, wird unter anderem dadurch deutlich, dass das Wort »Arbeit« bzw. das Verb »arbeiten« auf insgesamt 32 Seiten Transkription ganze 96-mal vorkommt.⁶

Besonders zwei Dimensionen des Arbeitsverbotes sind für Aadil gegenwärtig belastend: zum einen, dass er kein eigenes Geld verdient und auf Almosen des österreichischen Staates angewiesen ist; und zum anderen, dass er dadurch in die prekäre Situation des Wartens gedrängt ist und das Gefühl hat, dass er seine Zeit nicht nutzen kann. Seinen Alltag beschreibt Aadil wie folgt:

»Ich kann nur zu Hause bleiben und warten. Ich muss immer warten. Ich habe dieses Wort schon hunderttausend Mal gehört. ›Du musst warten.‹ Warten, warten, warten. [...] Jeden Tag wachst du auf und jeder Tag ist gleich. Jeden Tag musst du warten. Jeden Tag essen und schlafen, essen und schlafen. Okay, du kannst laufen und spielen. Okay, ich kann das. Aber ich brauche etwas für mich. Ich muss arbeiten, sonst dreh‹ ich durch.« (Aadil I: 3ff.)

In der quälenden Monotonie seines Alltages fühlt sich Aadil wie in einem Gefängnis, in dem er zum Nichtstun verdammt wird. Sein Appell an die österreichische Regierung ist eindeutig: »Ich wollte auch noch sagen, bitte, bitte, bitte – dreimal bitte, lass mich frei sein. Lass mich arbeiten. Ich will mein

6 Im ersten Interview (14 Seiten Transkription) findet sich das Wort Arbeit 58-mal. Im zweiten Interview (18 Seiten Transkription) 38-mal.

Leben leben, will sehen, dass alles funktioniert. [...] Bitte, lass mich frei. Gib mir ein Papier, dass ich arbeiten darf. Bitte, lass mich frei.« (Aadil I: 14)

Die Einschränkungen seiner Handlungsfreiheit, die aus den asylgesetzlichen Reglementierungen hervorgehen, führen dazu, dass er seine gegenwärtige Situation mit seinem Leben im Irak gleichsetzt: »Das macht dich auch kaputt. Das ist genauso wie im Irak. Wo ist der Unterschied? Okay, kein Krieg.« (Aadil I: 3)

Das Arbeitsverbot stellt für Aadil einen massiven Angriff auf sein Selbstverständnis als Person dar. Für ihn kommt es einer Folter gleich, der er tagtäglich ausgesetzt wird. Umso beeindruckender ist sein Umgang damit: Als Journalist sieht er seine Aufgabe auch darin, genau diese Schwierigkeiten und Hürden öffentlich zugänglich zu machen und zu kritisieren. Dabei ist es ihm wichtig, die Thematik nicht ausschließlich im Kontext von FluchtMigration in den Blick zu nehmen, sondern die Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex »Zeit« auf eine allgemeinere Ebene zu heben. So handelt sein letzter Beitrag zu einer Kolumne, die er regelmäßig verfasst, davon, was Zeit bedeutet und wie man diese *richtig* nutzen kann. Dafür hat er mehrere Interviews mit Menschen (mit und ohne FluchtMigrationserfahrung) geführt und versucht, die unterschiedlichen Perspektiven auf die Thematik miteinzubeziehen.

Aadil schafft es, eine destruktive Situation in etwas Konstruktives umzuwandeln und dabei gleichzeitig weiter an seinem Ziel – irgendwann ein *anerkannter* Journalist zu sein – zu arbeiten. Mit dem Schreiben und der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Themen, die seinen Alltag betreffen, wird es ihm möglich, seine aktuelle Situation, seine Ängste und Sorgen besser zu verarbeiten und diese gleichzeitig aus der Sphäre des Privaten in die Sphäre der Öffentlichkeit zu tragen. Sein Selbstverständnis als Journalist und die Möglichkeit, diese Leidenschaft trotz aller Einschränkungen ausüben zu können, stellt in Aadils Leben gegenwärtig eine *zentrale Überlebensstrategie* dar, aus der er die nötige Kraft schöpfen kann, um seinen Kampf weiterzuführen: »Also ich kann da ein bisschen an meinem Wunsch arbeiten. Das, was ich mir als Kind gewünscht habe. Dass ich da etwas zurückbekomme.« (Aadil II: 16)

8.1.7 Gesellschaftliches, soziales und politisches Engagement – zwischen strategischer Integration und Weiterentwicklung

Neben seiner Arbeit für die Zeitung kann Aadil ein beeindruckendes Pensum an weiteren Tätigkeiten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Berei-

chen nachweisen. Alle Möglichkeiten, die ihm rechtlich im Asylverfahren zur Verfügung stehen, nutzt er, um zum einen die geforderte Integrationsleistung zu erbringen und zum anderen seinem Drang, sich als Person weiterzuentwickeln und die Zeit des Wartens effektiv zu nutzen, nachzukommen. Sein breitgefächertes Engagement erfüllt folglich mehrere Zwecke und wird im Folgenden als aktive Handlung verstanden, die sich zwischen strategischer Integration und Weiterentwicklung der eigenen Fähigkeiten bewegt. Unter strategischer Integration verstehe ich Aadils partielle Unterwerfung unter das »Integrationsregime« (vgl. Castro Varela 2008), indem er die Forderungen der zu erbringenden Integrationsleistungen vollständig (und weit darüber hinaus) erfüllt. Auf einer performativen Ebene entspricht er der Rolle des »gut integrierten und leistungsorientierten Flüchtlings«. Darin sieht Aadil gegenwärtig die einzige Möglichkeit, einen positiven Einfluss auf den Ausgang seines Asylverfahrens zu nehmen. In seiner unsicheren Situation schafft er es durch die Erfüllung der Anforderungen von außen, sich ein Stück weit selbst Sicherheit zu geben. Zugleich distanziert er sich von diesen Ansprüchen, indem er das Integrationsregime als Einschränkung seiner Handlungs- und Entscheidungsfreiheit und als paternalistischen Zugriff auf seine Person kritisiert:

»Ich habe viel in Österreich gemacht. Ich habe einen ganzen Stapel Papiere, die das zeigen. [...] Aber letztendlich bin ich in Österreich nicht frei. Das ist das Entscheidende für mich. Das ist mir wichtig zu sagen. Alles, was sie von mir wollen, gebe ich ihnen, auch wenn es unfair ist. Zum Beispiel wollen sie, dass ich mich integriere. Das bin ich schon. Sie wollen, dass ich arbeiten will. Das will ich. Sie wollen, dass ich Gemeindearbeit leiste. Das habe ich schon. Deutsch soll ich lernen. Das habe ich schon. Alles, was sie von mir wollen, habe ich gemacht. Das musst du machen. Ich habe es gemacht. Die müssen mir das auch nicht ständig sagen. Ich weiß das selber. Ich habe einen Kopf und kann selber denken. Ich schaue selber, was ich in Österreich brauche. Ich mache das alles selber. [...] Ich brauche keine Anweisungen.« (Aadil I: 3ff.)

Dass er in erster Instanz einen negativen Bescheid bekommen hat, löst in Aadil vor dem Hintergrund seines Engagements großes Unverständnis aus. Die Aufzählung der geforderten und bisher erbrachten Leistungen erinnert an eine Art Checkliste, die er Punkt für Punkt abhaken kann. Wie tief verankert diese von außen an ihn als »Flüchtling« herangetragenen Integrationsanforderungen sind, wird deutlich, als er im zweiten Gespräch – fast eineinhalb

Jahre später – die Aufzählung seiner Tätigkeiten nahezu im gleichen Wortlaut wiederholt:

»Also Deutschkurs, habe ich gemacht. Freiwillige Arbeit, habe ich gemacht. Für eine Zeitung schreiben, habe ich schon gemacht und mache ich immer noch. Gemeinnützige Arbeit, 3 Euro pro Stunde, das mache ich seit ungefähr vier Jahren. [...] Ausbildung, ich habe die Jugendcoach-Ausbildung gemacht. Das und das. Extrem viel mehr noch dazu. Helfen als Dolmetscher, als Kinder ... also Kindern geholfen. Freiwillige Arbeit, Ausbildung ... mit alten Menschen. Ich arbeite in zwei Altersheimen. Ich mache alles, was sie von mir verlangen. Es ist viel. Ich versuche, meine Zeit voll zu machen. [...] Du [Österreich] nutzt mich aus. Und ich weiß, dass du mich ausnutzt. Wenn ich für 3 Euro pro Stunde arbeite und die gleiche Person, mit Positiv oder als Einheimische, die gleiche Arbeit, bekommt sie 11 oder 12 Euro pro Stunde. [...] Aber ich akzeptiere das für jetzt. Wenn ich sicher bin, werde ich dagegen was sagen für die anderen Flüchtlinge.« (Aadil II: 15)

Die finanzielle Ausbeutung im Rahmen der gemeinnützigen Arbeit, die Menschen im Asylverfahren erlaubt ist und die indirekt immer wieder auch als Integrationsnachweis gefordert wird, macht Aadil wütend. Sein Umgang damit gründet in der gegenwärtigen Akzeptanz dieser diskriminierenden Strukturen und in der Verlagerung des Widerstandes und der öffentlichen Kritik daran in eine Zukunft, in der er über einen Aufenthaltsstatus verfügt. Dadurch wird es ihm möglich, wie Louis Henri Seukwa es treffend formuliert, »innerhalb eines restriktiven und repressiven Systems, wie es die aus dem Asylrecht abgeleiteten Maßnahmen bilden, zu überleben, ohne es zu verlassen oder sich damit abzufinden« (Seukwa 2006: 243).

Allerdings darf Aadils Engagement nicht ausschließlich als (partielle) Unterwerfung unter das Integrationsregime interpretiert werden, sondern muss ebenso als Strategie verstanden werden, mit der er seine gegenwärtige Zeit für sich optimal nutzt, um sich und seine Fähigkeiten weiterzuentwickeln: »Ich bin kein Idiot. Ich bin ein Mensch und habe einen Kopf. Ich arbeite. Ich liebe das Leben. Ich mache alles. Für die und für mich. Beides irgendwie: müssen und wollen.« (Aadil I: 12) Die Ambivalenz, die er in Anbetracht der als ungerecht deklarierten, diskriminierenden Anforderungen und deren Erfüllung erlebt, löst Aadil für sich ein Stück weit auf, indem er das *Müssen* durch ein *Wollen* ergänzt. In seinem – gerade durch das Arbeitsverbot – eingeschränkten Möglichkeitsraum gewinnt er den Integrationsnachweisen etwas Positives ab. Trotz ungewisser Zukunft in Österreich, so Aadil, erhält er auf

diese Weise Einblick in unterschiedliche berufliche Bereiche (z.B. Altersheim, Jugendarbeit), was ihm vielleicht zu einem späteren Zeitpunkt zugutekommt. Und so zieht er, trotz aller Schwierigkeiten und Barrieren, ein hoffnungsvolles Fazit: »Obwohl wir Schmerzen haben, obwohl wir Schwierigkeiten haben, obwohl wir wirklich krank im Kopf geworden sind, aber wir leben noch. Und wir kämpfen auf unser Ziel hin und wir machen das weiter. Und wir kriegen, was wir brauchen. Ich hoffe das.« (Aadil II: 16)

8.2 Yola – »I would call myself a survivor«⁷

8.2.1 Kurzportrait

Yola ist in der Großstadt Lagos in Nigeria geboren. Sie wächst mit ihren Eltern und ihren Geschwistern auf. Nach dem Abschluss der Schule beginnt sie ein Lehramtsstudium. In dieser Zeit lernt sie auch ihren Mann kennen, mit dem sie einen gemeinsamen Sohn, Louis, bekommt. Nach der Hochzeit findet Yola heraus, dass ihr Mann einer Gruppierung von Kulturalisten angehört. Kulturalisten verwenden menschliche Körperteile zu rituellen Zwecken, wobei Frauen und Kinder von diesen Praktiken häufiger betroffen sind, weil ihre Körper als besonders vital gelten (vgl. ACCORD 2011). Aus Angst, ihr Mann würde Louis für ein solches Ritual opfern, entscheidet sich Yola 2010 zu fliehen. Ein Freund der Familie legt ihr nahe, bei der österreichischen Botschaft ein Visum zu beantragen, weil dieses dort leichter zu bekommen sei als in anderen Botschaften. Im Anschluss daran solle sie, so der Rat des Freundes, nach Schweden gehen, weil dort bereits Bekannte der Familie leben. In Schweden angekommen, wird sie aufgrund ihres österreichischen Visums schließlich – nachdem sie sich dreimal erfolgreich der Überführung durch die Beamten widersetzt hat – gegen ihren Willen nach Österreich überstellt. Seit 2014 lebt sie mit ihrem Sohn gemeinsam in einer Unterkunft für Geflüchtete. Ihr Antrag auf Asyl wird in erster Instanz abgelehnt, mit der Begründung, sie habe eine Familie in Nigeria. Sie legt Beschwerde gegen diesen Bescheid ein und wartet zum Zeitpunkt unseres Gesprächs auf den Bescheid des Bundesverwaltungsgerichtes.

7 Yola: 15.

8.2.2 Ländervignette: Ritualmorde in Nigeria – Lagos

Nigeria ist die größte Wirtschaftsmacht in Afrika und mit 195 Millionen BewohnerInnen das bevölkerungsreichste Land des Kontinents. Mit über 14 Millionen EinwohnerInnen ist Lagos die größte Stadt Nigerias. Immer wieder berichtet die nigerianische Presse über sogenannte »Ritualmorde«. Bei diesen Morden werden menschliche Körperteile wie Zungen, Augen oder Geschlechtsorgane abgetrennt und für rituelle Zwecke verwendet. Der Kopf wird in den meisten Fällen abgeschlagen, um eine Identifizierung der getöteten Person zu verhindern (vgl. ACCORD 2004). Der Rest des Körpers wird anschließend an einem Straßenrand »entsorgt« oder verbrannt, um den Leichnam vollständig unkenntlich zu machen. Die entfernten Körperteile und ihre zeremonielle Opferung sollen zu Macht und schnellem Reichtum führen.

Lagos zählt zu den Hochburgen derartiger Praktiken. Laut einem Länderbericht des ACCORD⁸ verzeichnet die Polizei in Lagos wöchentlich bis zu zwei Ritualmorde (vgl. ebd.). Im Jahr 2000 wurden daher seitens der Polizei in Lagos No-go-Areas eingerichtet, die vor allem in der Nacht zu meiden seien (vgl. ebd.). Es gibt immer wieder Vermutungen, dass sich AnhängerInnen derartiger Rituale auch in öffentlichen Ämtern und Institutionen wie der Universität finden lassen. Wie aus einem Bericht der kanadischen Behörde Immigration and Refugee Board of Canada⁹ hervorgeht, sind Ritualmorde in Nigeria weitverbreitet: »Academics, human rights activists and media sources say that ritual murders are common throughout Nigeria.« (IRB 2005)

Laut ACCORD liegen zahlreiche Berichte über Verhaftungen von mutmaßlichen Ritualmördern vor, allerdings existiert auf Bundesebene keine spezielle gesetzliche Handhabe, um gegen die TäterInnen vorzugehen. Immer wieder ist auch die Rede von Bestechungen der Justiz, die eine Freilassung erwirken sollen. Die Quellenlage zu Ritualmorden in Nigeria ist widersprüchlich und lückenhaft. Folglich ist es schwer, konkrete Aussagen

8 Austrian Centre for Country of Origin and Asylum Research and Documentation (ACCORD).

9 Die IRB (Immigration and Refugee Board of Canada) ist eine unabhängige Behörde in Kanada, die Herkunftsinformationen aus öffentlichen Quellen für die Asylverfahren zur Verfügung stellt. Laut Selbstbeschreibung besteht die Hauptaufgabe darin, Recherchen über die Lebenssituation in den Herkunftsregionen geflüchteter Menschen anzustellen, um die Deckung des Informationsbedarfs der Abteilung für Flüchtlingsschutz zu gewährleisten (vgl. <https://www.irb-cisr.gc.ca/en/country-information/Pages/index.aspx>).

über die Zusammenhänge, Vorfälle und Tatbestände von Ritualmorden zu treffen. Die kurze Ländervignette soll vielmehr dazu dienen zu untermauern, dass die Angst, als Ehefrau eines praktizierenden Kulturalisten entweder selbst einer rituellen Tötung zum Opfer zu fallen oder das eigene Kind dadurch zu verlieren, begründet ist. In welchem Ausmaß Ritualmorde begangen werden, ist darüber hinaus in dem Sinne unwichtig, da allein die omnipräsente Potenzialität, entführt und getötet zu werden, gegeben ist. Der Herkunftskontext, vor dem Yola geflohen ist, wird daher in Anlehnung an Erving Goffman als »totaler Raum« verstanden, der auf alle Lebensbereiche Einfluss nimmt und Yolas physische und psychische Freizügigkeit vor Ort maßgeblich einschränkt.

8.2.3 Kritische Distanz zum Schutz der eigenen Person und der des Kindes – »I believe, you don't know me as a person«¹⁰

Yola nimmt zu Beginn des Gespräches eine distanziert-vorsichtige Haltung ein. Ihre Geschichte, so Yola, sei etwas, über das sie nicht gern spreche. Schließlich würde diese nicht nur ihr eigenes Leben betreffen, sondern auch die Existenz ihres Sohnes mit einschließen. Die distanzierte Haltung lässt sich auch an ihrer Körpersprache ablesen. Sie sitzt mir leicht abgewendet gegenüber und vermeidet zu Beginn ihrer Erzählungen jeglichen Augenkontakt. Um sich nicht allein der Gesprächssituation auszusetzen, hat sie das Kind einer befreundeten Mitbewohnerin auf dem Arm, das sie während des gesamten Gespräches eng an den Körper gedrückt hält.

Erst nachdem sie ausführlich über den Kontext des Gespräches sowie die Verwendung der Audioaufzeichnung informiert ist und ich ihr mehrmals versichert habe, dass personenbezogene Informationen vollständig anonymisiert werden, willigt sie ein, mir, wie sie sagt, »just a few things« (Yola: 1) über ihre Lebensgeschichte preiszugeben. Diese anfängliche Skepsis ist sicherlich auch auf den Umstand zurückzuführen, dass Yola bereits drei behördliche Interviews¹¹ zu ihren FluchtMigrationsgründen hinter sich hat.

¹⁰ Yola: 5.

¹¹ Das erste Interview fand in der österreichischen Botschaft in Nigeria statt, die zweite behördliche Einvernahme in ihrem ersten Zielland Schweden und das dritte Interview dann schließlich in Österreich. Nach ihrem negativen Bescheid in erster Instanz wartet Yola aktuell auf ihre vierte Einvernahme vor dem Bundesverwaltungsgericht in Österreich.

Wie sich im Laufe des Interviews herausstellt, gründet die Motivation, überhaupt mit mir zu sprechen, auch auf der Hoffnung, durch eine zukünftige Veröffentlichung ihrer Erzählungen über die Situation in Südwest-Nigeria diese einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen und dokumentiert zu wissen. Mit Blick auf die Begründung des negativen Bescheids, der zufolge sie und ihr Sohn in ihrer Herkunftsregion keiner Gefahr ausgesetzt seien und auf ein familiäres Unterstützungsnetzwerk zurückgreifen könnten, sieht Yola im Gespräch mit mir auch die Möglichkeit, »die Wahrheit« über rituelle Tötungen in Nigeria aufzudecken. Teilweise richten sich ihre Erzählungen damit indirekt auch an das Bundesamt für Fremdenwesen und Asyl (BFA), das ihr und ihrem Kind die Schutzbedürftigkeit bis jetzt verweigert hat. Auf metakommunikativer Ebene kann Yolas Gesprächsverhalten als Einnahme einer handlungsfähigen und selbstbestimmten Subjektposition interpretiert werden, wobei sie sich auch mit bestimmten Auslassungen in ihrer Erzählung zu schützen weiß. So bleibt ihr Leben vor der FluchtMigration weitgehend als Leerstelle stehen – mit der Ausnahme ihrer FluchtMigrationsgründe, durch die sie ihr legitimes Recht, zu bleiben, einklagt. Bei der Beantwortung der Fragen, die ihre frühe Vergangenheit betreffen, bleibt sie hingegen oberflächlich. Sie lenkt das Gespräch immer wieder auf ihre gegenwärtige Lebensrealität sowie ihre Vorstellungen über ein zukünftiges Leben in Österreich.

Die Auslassungen werden als bewusster und gezielter *Akt des Selbstschutzes* verstanden, der es Yola zum einen ermöglicht, ihre Energie auf die Bewältigung der gegenwärtigen instabilen Lebenssituation zu richten und trotz unsicherer Zukunft und Bleibeperspektive weiterzumachen. Zum anderen vermeidet sie durch die Auslassungen, in eine gewisse Sprachlosigkeit über das Erlebte zu verfallen und zu viel von ihrer Verletzlichkeit preiszugeben.

8.2.4 Die Zeit vor der Ankunft in Österreich – »People are facing hell«¹²

Der Schwerpunkt der Narration zu ihrer Vergangenheit in Nigeria liegt auf der repressiven und potenziell tötenden Situation, die Yola letztlich zu ihrer Entscheidung, nach Europa zu fliehen, bewegt hat. Die omnipräsente Gefahr, selbst ermordet zu werden oder ihr Kind zu verlieren, geht von ihrem direkten Umfeld, ihrem Ehemann, aus. Er gehört der Gruppierung der Kulturalisten an, die, wie in der Ländervignette beschrieben, menschliche Körperteile

12 Yola: 9.

zu rituellen Zwecken verwenden, um schnell zu Reichtum zu gelangen. Im Vordergrund ihrer Entscheidung, Nigeria zu verlassen, steht der Schutz des eigenen Kindes. Nach nigerianischem Recht kann der Vater das eigene Kind ab dem Alter von fünf Jahren ohne weitere Angaben einklagen: »It is a law in Nigeria, that when the child is about five years, he can find some things against you to claim his child. [...] So, the government can take your child. You may not see him again for the whole life.« (Yola: 15)

Yola beschreibt Nigeria als gesetzlosen Raum, in dem ein Krieg gegen die Bevölkerung geführt wird und sie und ihr Kind tagtäglich massiven Unsicherheiten und Todesängsten ausgeliefert sind. Hinzu kommt, dass sie nach der Trennung von ihrem Mann als alleinerziehende Mutter den Verurteilungen ihres Umfeldes ausgesetzt ist. Besonders belastend ist allerdings der Umstand, dass sie keinem Menschen in ihrer Umgebung trauen kann: »Some people kill their wives or their children. [...] They even murder their fathers or mothers. [...] [Y]ou cannot trust anybody.« (Yola: 2f.)

Diese Erfahrungen führen dazu, dass Yola anderen Menschen grundsätzlich misstrauisch gegenübersteht und nur schwer Vertrauen fassen kann. Sie hat gelernt, vorsichtig zu sein und diese Vorsicht dem Vertrauen überzuordnen. Es sei unmöglich, so Yola, eine Person jemals vollständig zu kennen. Auch im engsten Beziehungskreis wird so der Leitsatz »Traue niemandem« zu einer Überlebensstrategie, die ihren Alltag bestimmt: »[Y]ou think, you know people for a long time but really ... they are people, this guys, who are devils, just in human bodies.« (Yola: 2) Während die Vorsicht in Nigeria dem Schutz ihres und des Lebens ihres Kindes diene, wird sie in ihrer aktuellen Lebenssituation zu einem Schutz vor erneuten Verletzungen auf Beziehungsebene. Aus der habitualisierten *vertrauten Vorsicht* in Nigeria wird eine grundlegende Haltung anderen Menschen gegenüber, die als *vorsichtiges Vertrauen* bezeichnet werden kann.

8.2.5 Selbstvertrauen statt Fremdvertrauen

Dem permanenten Misstrauen, das sie anderen Menschen gegenüber hegt, und der dadurch eingeschränkten Fähigkeit, Vertrauensbeziehungen aufbauen zu können, setzt Yola ein tiefes Vertrauen in ihre eigene Person entgegen. Das in der Vergangenheit zerstörte »Urvertrauen« in andere Menschen wird so mit dem Vertrauen in sich selbst als Person, die um ihre eigene Belastungsfähigkeit und Kompetenzen weiß, kompensiert. In selbstreflexiven Erzählpassagen betont sie mehrfach, dass die eigenen Erfahrungen, die sie im

Laufe ihres Lebens gemacht hat, dazu geführt haben, auf ihre Widerstandsfähigkeit und Kraft zu vertrauen:

»I trust so much in myself [...], but ever since my situation I trust no one again. But I can only trust myself, because I am me. I cannot be another person. And there is no person that can be like me as well. I know what I can do. And I know what I am up to. I know what I can face. I know. One situation like this goes like this and this is what I actually can do. [...] So, I have to trust in myself and have to stand up for myself. I know who I am. Yes, because ... that is me. Anywhere I go I need to stand for myself. This is who I am.« (Yola: 5)

Sowohl die Erfahrungen, die Yola in ihrem repressiven Umfeld in Nigeria gemacht hat, als auch die daraus gewachsene Entscheidung zur Flucht/Migration haben sie nach eigener Beschreibung zu einer Überlebenskünstlerin (»Yes, I am a survivalist«, Yola: 15) gemacht, die sich nicht in eine passive Opferrolle drängen lässt, sondern aktiv für ein Leben in Sicherheit kämpft – für sich und vor allem für ihr Kind. In der Vergangenheit bewältigte Situationen geben ihr das Vertrauen, dass sie Schwierigkeiten und Herausforderungen auch in Zukunft meistern wird. In Anlehnung an Louis Henri Seukwa kann diese internalisierte Kompetenz, mit widrigen Lebenssituationen umzugehen und diese in unterschiedlichen Kontexten zur Anwendung zu bringen, als »Habitus der Überlebenskunst« (Seukwa 2006) bezeichnet werden.

Neben der starken und selbstbewussten Positionierung als Überlebenskünstlerin kommt Yola im Laufe des Gespräches auch immer wieder auf ihre tiefen Wunden zu sprechen, die sie – gerade auf Beziehungsebene – davongetragen hat. Um weitere Enttäuschungen und Verletzungen erst gar nicht zuzulassen, definiert sich Yola als Einzelgängerin, die nicht auf andere Personen angewiesen ist: »I don't have friends really. I don't need friends now. [...] I don't need friends really. [...] Nobody. Absolutely, nobody. I just want to be now. To face it. I know at the end I will keep things going on. Things will be going on. I have done it and I will keep on doing it.« (Yola: 23)

Durch die Umdeutung von »keine Beziehung haben« in »momentan keine Beziehung brauchen« wird es ihr möglich, diese emotionale »Baustelle« und das menschliche Grundbedürfnis nach Beziehungen in ihrem Leben auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Dadurch kann sie ihre gesamte Energie auf die Bewältigung des gegenwärtig fordernden Alltages richten. Gerade das Wissen über bereits gemeisterte Probleme und die Erfahrung, schwierigen Situationen handelnd etwas entgegensetzen zu können, ermöglichen es Yola, auf ihre eigenen Stärken zu vertrauen. Sie ist stolz darauf, Nigeria für

ein Leben in Sicherheit verlassen und dadurch ihren Sohn vor der drohenden Ermordung bewahrt zu haben: »I am always proud, even if I have not granted the permit to stay.« (Yola: 16) Dafür hat sie allerdings einen hohen Preis gezahlt: Sie musste ihre Familie verlassen und ist seit dem Tag der Flucht-Migration auf sich allein gestellt. In Erzählpassagen, in denen sie über ihre Eltern spricht, ist die tiefe Trauer über diesen Verlust deutlich zu spüren.

8.2.6 Unsicherheiten und Fremdpositionierungen die Stirn bieten

Die gegenwärtige Unsicherheit ihrer Aufenthaltssituation, die durch den erstinstanzlich negativen Bescheid verstärkt wird, ist nur schwer zu ertragen und zerrt tagtäglich an Yolas körperlichen und psychischen Verfassung. Um die Ungewissheit über den Ausgang ihres Asylverfahrens zu reduzieren, verfolgt sie täglich die mediale Berichterstattung über politische Entwicklungen in Österreich. Dadurch gelingt es ihr, die Spannung, die sich aus der Abhängigkeitsbeziehung in Bezug auf die behördliche Entscheidungsmacht über ihr Bleiberecht ergibt, ein Stück weit aufzulösen. Zugleich schafft sie es auf diese Weise, ansatzweise das Gefühl der Kontrolle über den eigentlich unkontrollierbaren Verlauf ihres Verfahrens zu erlangen, indem die politische Entscheidungspraxis – und damit ihre Zukunft – für sie abschätzbar wird:

»That [Nachrichten schauen] is what, that is what makes me to survive. Because I can't imagine myself without TV seeing. See things are happening in the world. Then I go to my phone and I google, what is going on in this country [...]. I read news. I read news a lot. That is what makes me feel the present of living, that is how I know where we are and what will probably happen to me. It is like getting the uncontrolled under control, in a way.« (Yola: 20)

Durch die intensive Verfolgung der medialen Berichterstattung zum Thema FluchtMigration ist Yola umfassend über die gegenwärtigen gesellschaftspolitischen Entwicklungen in Österreich informiert. Sie ist sich des dominanten Diskurses, der sie als afrikanisch markierte Geflohene unter den Generalverdacht stellt, aus wirtschaftlichen Motiven migriert zu sein, bewusst. Gegenüber dieser generalisierenden Zuschreibung »Wirtschaftsflüchtling« drückt Yola eine differenzierte Haltung aus. Sie macht deutlich, dass die Gründe, die zu einer FluchtMigration führen, vielfältig sind, und der Umstand, die eigene Familie nicht ernähren zu können, einer von vielen legitimen Gründen sein kann. Yola kritisiert die generalisierende Zuschreibung, in der alle afrikanischen Geflohenen grundsätzlich als »Wirtschaftsflüchtlinge« mar-

kiert werden, und entlarvt das dominante europäische Fremdbild »Afrikas« als armer, hungernder und unterentwickelter Kontinent als Illusion, indem sie die Fremdbeschreibung mit einer Selbstbeschreibung Nigerias konterkariert: »Yes, but Nigeria is also rich. We have so many natural resources, we have oil. In Nigeria you say, no matter out of what you make money.« (Yola: 12) Gleichzeitig spricht sie auch die Schwierigkeiten und Probleme in Nigeria an, die sie primär auf politischer Ebene verortet.

»But when our leaders are not going in the right way, truly it is a little bit said that people are dying of starving. They starve to death. It is truly said, that some people are not able to afford hospital fees. And they are dying. I think those bloods and those are lives are on our leaders.« (Yola: 12)

Yola macht deutlich, dass Menschen, die aufgrund von Armut und Perspektivlosigkeit fliehen, ebenso ein Recht haben sollten, an einem anderen Ort nach einem besseren Leben zu streben. Um die Ausweglosigkeit vieler Menschen in Nigeria zu betonen, belegt sie ihre Argumentation mit dem Beispiel einer Freundin, die ihren inzwischen verstorbenen Mann nicht mit den nötigen Krebsmedikamenten versorgen konnte. Gleichzeitig ist ihr die rechtliche Konsequenz, die mit der Kategorisierung als »Wirtschaftsflüchtling« einhergeht – nämlich keinen als legitim anerkannten FluchtMigrationsgrund geltend machen zu können – bewusst. Folglich positioniert sich Yola entschieden außerhalb dieser Fremdkategorisierung:

»Life is very important and peace is very essential in human life. It is not about property, not about what you have had in life, not about richness, not about money. All those things are just words and I had them in Nigeria. So I am not an economic migrant. Not at all. [...] When you have something to eat and a place to sleep. This is enough for live. [...]. This is enough. So when I am granted the paper, the permit to stay, I don't need more.« (Yola: 18ff.)

Immer wieder betont Yola, dass sie im Gegensatz zu vielen anderen Geflohenen über einen als legitim anerkannten FluchtMigrationsgrund verfüge und zu jenen FluchtMigrierenden in Europa gehöre, die sie als »true victims« bezeichnet. An dieser Stelle wird der machtvolle Zugriff des hegemonialen Diskurses über FluchtMigration auf die einzelne Person deutlich. Er zeigt sich in der klaren Trennung zwischen den »wahren Flüchtlingen« und jenen, die als »illegitim« stigmatisiert werden. Entgegen ihren tatsächlichen Handlungen und Strategien sowie der Selbstdefinition als Überlebenskünstlerin wird Yola dazu gedrängt, ihre FluchtMigrationsgeschichte als »wahre« Leidensge-

schichte zu markieren und ihre Rolle als »wahres Opfer« zu betonen (»I am a true victim«, Yola: 24). Während, wie bereits erwähnt, ihre Vergangenheit weitgehend als Leerstelle verbleibt, berichtet sie (vergleichsweise) ausführlich über die Umstände, die letztlich zur FluchtMigration geführt haben. Durch die Erzählungen von ihrer einstigen individuellen Verfolgung – ein anerkanntes Fluchtkriterium – wird es ihr möglich, ihr Recht auf einen Aufenthaltsstatus als legitimes Recht zu betonen. Während sich Yola somit, bezogen auf ihren (eigentlich) rechtmäßigen Aufenthalt in Österreich, als »wahres Opfer« definiert (bzw. definieren muss), zeichnet sie ansonsten ein komplett anderes Bild ihrer Person. Dies wird nicht nur in ihrer Selbstdefinition als Überlebenskünstlerin deutlich, sondern auch dann, wenn sie die FluchtMigrationserfahrung als Erweiterung ihres subjektiven Möglichkeitsraumes interpretiert: »I had the ability to leave [...]. As I told you, now I am living peacefully. No one is judging me, no one is after my life. No one is monitoring me. [...] So, it is a great privilege.« (Yola: 11ff.)

Die FluchtMigration bedeutet für Yola auch, dass sie der potenziellen Ermordung entkommen ist und sie sich und ihrem Kind ein Leben in Sicherheit ermöglichen kann. Anders als es der dominante Diskurs über FluchtMigration suggeriert, verbindet Yola ihre FluchtMigrationsgeschichte nicht ausschließlich mit Leid, sondern sieht darin auch ein Lern- und Entwicklungspotenzial für ihre Persönlichkeit: »There are some situations that are just there to mold you, as a whole. To be strong and to face life challenges again and again.« (Yola: 7)

Als konkretes Beispiel dafür führt sie den Umstand an, dass der Verlust von Privatsphäre aufgrund der beengten Wohnverhältnisse in ihrer aktuellen Unterbringung zwar auf Dauer schwer zu ertragen sei, aber auch dazu geführt habe, dass sie gelernt hat, andere Menschen zu tolerieren:

»I can stay here forever. But one day there is going to be privacy as I like. I never lived with so many people before, but when I came here it was like it. [...] But there will be justice and out of justice you learn lessons. I learned to tolerate people with their differences now. Before I don't tolerate all. I don't tolerate it at all. So even when everything is bad, there is always something good in it too. Something you learn for life.« (Yola: 25)

Trotz der Ungewissheiten, denen Yola ausgesetzt ist, begibt sie sich folglich keinesfalls in eine passiv-leidende Rolle. Vielmehr schafft sie es geschickt, vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Widrigkeiten ein positives Zukunftsszenario zu entwerfen. Dadurch bleibt sie, trotz der Verzweiflung und der

Hoffnungslosigkeit, mit der sie immer wieder konfrontiert wird, im alltäglichen (Über-)Lebenskampf handlungsfähig. Die Motivation und Kraft, trotz der prekären Gegebenheiten weiterzumachen, findet sie zum einen in ihrem Glauben an Gott und zum anderem in der Fürsorgepflicht, die sie ihrem Kind gegenüber hat.

8.2.7 Motivations- und Kraftquellen, trotz unsicheren Ausgangs weiterzumachen – »One has to be strong«¹³

Die prekäre Lebenssituation, in der sich Yola und ihr Sohn befinden, ergibt sich aus der restriktiven gesetzlichen Lage des österreichischen Asylregimes. Ihr in erster Instanz negativer Asylbescheid löst eine Mischung aus Wut und Verzweiflung in ihr aus. Während ihrer Erzählungen über die Entscheidung des BFA schlägt sie immer wieder energisch mit der flachen Hand auf den Tisch. Sie fühlt sich ungerecht behandelt und kann die Argumentation seitens der Behörde nicht nachvollziehen.

Die restriktiven gesetzlichen Rahmenbedingungen, mit denen Yola konfrontiert wird, zwingen sie dazu, auf eine weitere Einvernahme zu warten. Sie weiß, dass die Chancen im Falle von Nigeria schlecht stehen. Dennoch ist die Entscheidung in ihrem Asylverfahren noch nicht endgültig getroffen, was ihr immer wieder Anlass zur Hoffnung gibt. Trotzdem zerzt die Angst vor einem weiteren negativen Bescheid, der ihr zukünftiges Bleiberecht und das ihres Kindes in Österreich gefährden würde, täglich an ihrer psychischen Verfassung. Besonders belastend ist dabei der Umstand, dass Yola die eigene Zukunft und die ihres Kindes aufgrund ihrer momentanen Situation nicht planen kann.

Trotz aller Verzweiflung und Unsicherheiten hat Yola Wege und Strategien gefunden, die es ihr ermöglichen, ihren Alltag zu bewältigen. Indem Yola die ungewisse Lebenssituation als Herausforderung annimmt und sie als eine Art Zwischenstadium auf dem Weg in eine bessere Zukunft definiert, wird es ihr möglich, einen Umgang mit der aktuellen Lebenssituation zu finden. Aus dem gegenwärtigen Sein als *Noch-nicht-Sein* wird so ein *Noch-Werden*, das auf eine hoffnungsvolle Zukunft gerichtet ist:

»I believe it can't, it can't, it can't continue like this. But one day things will change, definitely one day. Things will change. Things will change. It will not

¹³ Yola: 7.

be today, but they change if you try to believe it. And it is for good and not for worse any longer. Things will be good, will be better. And that is why, I can cope the situation in the present.« (Yola: 18)

Die Hoffnungen auf ein besseres Leben in der Zukunft sind maßgeblich beeinflusst durch den tiefen Glauben an Gott und die Macht, die ihm Yola zuschreibt, ausweglos scheinende Situationen zum Guten zu wenden (»He has the power to turn every situation«, Yola: 20).

Der Glaube als Prinzip Hoffnung

Der Glaube an Gott und eine Ausrichtung der eigenen Lebensführung an den Schriften der Bibel stellen in Yolas Leben einen zentralen Anker- und Orientierungspunkt dar. Ihre bisherigen Erfahrungen, die Flucht/Migration und ihre gegenwärtige Lebenssituation versteht Yola als Aufgabe, die Gott ihr gestellt hat. Sie verleiht dem bisher schmerzlich Durchlebten damit sowohl eine subjektive Sinnhaftigkeit als auch ein – wenn auch zeitlich nicht absehbares – Ende. Irgendwann, so ist sich Yola sicher, wird sie die Früchte für ihren gedul digen Überlebenskampf ernten. Sie beschreibt Gott als gutmütige, allmächtige und positive geistliche Instanz. Er fungiert in Yolas Alltag gewissermaßen als *Prinzip Hoffnung*, als Motor, der das Vertrauen in ein gutes und sicheres Leben in der Zukunft möglich macht. Gerade in Gesprächspassagen, in denen Yola von ihrer Ohnmacht gegenüber der existenzbestimmenden behördlichen Macht des österreichischen Asylregimes berichtet, thematisiert sie auch ihren Glauben. Indem sie Gott als letzte Entscheidungsinstanz über den Verlauf ihres Lebens setzt, wird es ihr möglich, die Verfügungsmacht der entscheidenden Behörde über ihre zukünftige Existenz ein Stück weit zu entkräften. Die geistliche Instanz steht für Yola über den weltlichen AkteurInnen. Ein Beispiel für diese Entmächtigung lässt sich in der folgenden Gesprächspassage rekonstruieren:

»God wouldn't allow me to just suffer and to give up. He wouldn't allow me to pass through those things, without recompense my fights. Even if not for myself I do it for my child. I know he wouldn't just look on me like that, just to be until the Austrian tell me that they accept me to stay. No, I know god. No, he always trust in me. God is not a god, of what is it called ... of throw. He is watching all the things I had passed through. So I know one day definitely he will also hear my prayer. And he knows my heart deserve it. I know one day, he will grant all things to me, which I have wished myself. [...] It is a bit

tough now. And most of this time I am really down, to be honest with you. But he will recompense my fights.« (Yola: 19)

Gerade vor dem Hintergrund, dass Yola niemandem vertrauen kann und auf sich allein gestellt ist, wird ersichtlich, dass ihr Glaube und ihre Beziehung zu Gott auch fehlende menschliche Wärme kompensieren können. In diesem Zusammenhang wird der Glaube und die Definition einer den Dingen übergeordneten Instanz, die gut und liebend ist, auch als eine Form der Selbstermächtigung verstanden. Denn durch die Sicherheit, die sie aus dieser Beziehung ziehen kann, bleibt sie im Alltag handlungsfähig. Der Glaube ist in Yolas Leben keine abstrakte, in Gedanken praktizierte Instanz, sondern er scheint ihren Überlebenskampf in der Gegenwart überhaupt erst möglich zu machen. Er lässt sich in Yolas Biographie als eine *mobile Überlebensstrategie* verstehen, die kontextunabhängig funktionalisiert werden kann. Der Glaube ermöglicht es ihr, allen vergangenen Erfahrungen Sinn zu verleihen, allen gegenwärtigen Widrigkeiten etwas entgegensetzen und trotz aller Unsicherheiten eine positive *Zukunftsvision zu entwerfen* – ein selbstbestimmtes Leben in Sicherheit mit ihrem Sohn:

»I know things going on. I know that it is not easy in Austria. But god [...], god, god is a god of so many chances. Yes, he has the power to turn every situation. He has the power to do so many things. Great things. Even while it seems there is no way. He is the reason, why I survive in the present and survived in the past ... when I thought there was no way in Nigeria, god makes it worth for me to leave the country. And he will do the same here. So definitely, there is always worth for him. He will grant my wishes in the future, for sure.« (Yola: 20)

»Being a mother makes one fight more«¹⁴

Eine weitere Motivations- und Kraftquelle für Yolas Überlebenskampf stellt die enge Beziehung zu ihrem Sohn Louis dar. Yola entwirft sich als Mutter, die ein unerschütterliches Durchhaltevermögen zeigt, und ist überzeugt, dass sie schlussendlich ihr Ziel, ein unabhängiges Leben in ihrem eigenen Appartement mit ihrem Sohn zu leben, erreichen wird. Um ihren Sohn zu schützen, hat sie ihm bisher noch nichts über den eigentlichen Grund ihrer Fluchtmigration erzählt. Dass Louis für seinen Vater ein potenzielles »Objekt« für rituelle Zeremonien ist, möchte sie ihm zwar nicht grundsätzlich verschweigen,

14 Yola: 8.

allerdings empfindet sie den jetzigen Zeitpunkt, ihm dies zu erklären, als zu früh. Später, wenn er seinen Vater sehen will, so Yola, werde sie ihm die Geschichte vollständig erzählen.

Die Liebe und Fürsorgepflicht, die sie ihrem Kind gegenüber hat, war für Yola letztlich der Grund, aus Nigeria zu fliehen. Dass sie der Gefahr, die sowohl von Louis' Vater als auch von staatlichen Behörden ausging, entkommen ist, macht sie stolz. Trotz erschwelter Bedingungen ist es ihr möglich, eine sich kümmernde und fürsorgliche Mutter zu bleiben. Gerade in Momenten der Verzweiflung gibt ihr Sohn ihr immer wieder die Kraft weiterzumachen:

»Being a mother makes one fight more. And being stronger more. Even if you don't want to be strong for yourself, you must be strong for the kids. There is no alternative. Especially it is just him and me alone. Without no father, without no families. And then you need to be strong. So that's it.« (Yola: 9)

Aufgeben ist keine Option für Yola (»I don't have a choice«, Yola: 7). Die Möglichkeit, dass Louis in einer sicheren Umgebung groß werden kann, in der er nicht tagtäglich der Gefahr ausgesetzt ist, entführt zu werden, empfindet Yola als Befreiung, die alle gegebenen Schwierigkeiten zu relativieren scheint.

Insgesamt zeigt sich bei Yola eine starke Orientierung an einer besseren Zukunft für ihr Kind, die eine erhöhte Belastbarkeit ihrerseits ermöglicht. Das Überleben und Wohlergehen von Louis können als eine zentrale Kraft- und Motivationsquelle in ihrem Überlebenskampf angesehen werden. Yola sieht ihre Aufgabe als Mutter darin, alles in ihrer Macht Stehende zu unternehmen, um ihrem Sohn ein gewaltfreies Leben zu ermöglichen und ihn vor den selbst bereits durchlebten Ängsten zu bewahren. Der Ausbruch aus der unerträglichen Situation in Nigeria durch ihre FluchtMigration und die dadurch abgewendete Bedrohung geben Yola ein tiefes Vertrauen in ihre Kraft und helfen ihr, den Kampf so lange zu führen, bis ihr Lebensentwurf in Österreich umgesetzt ist.

8.2.8 (Optimistischer) Realismus und Relativismus

Yola bringt immer wieder ihre unerschütterliche Hoffnung auf ein besseres zukünftiges Leben zum Ausdruck und hat gleichzeitig Strategien im Umgang mit den gegenwärtigen Restriktionen und Einschränkungen entwickelt. Die Einflussmöglichkeiten auf den weiteren Verlauf ihres Asylverfahrens sind gering und die objektiven Rahmenbedingungen, wie etwa die beengten Wohnverhältnisse ohne jegliche Privatsphäre, sind schwierig. Umso bemerkenswer-

ter ist der Umstand, dass sie diese äußeren Schwierigkeiten für sich reduzieren kann, indem sie die Gegebenheiten relativiert. An mehreren Stellen des Gespräches bringt Yola zum Ausdruck, was als *optimistischer Realismus* und *Relativismus* bezeichnet werden soll. Beispielfhaft für diese Taktik ist folgende Gesprächspassage:

»And when I had to go to Austria, it wasn't easy. But in Nigeria it wasn't easy as well. There is nowhere a live that is easy. But you have to stand up for yourself. [...] We all have our difficulties and challenges. It is normal. [...] So, I need to live in it [Österreich]. The past is gone. This is the present and I must face it. Yes. As long as they are not telling me to leave. I need to face it. That is reality.« (Yola: 4f.)

Yola begegnet den schwierigen Rahmenbedingungen, indem sie diese als Herausforderungen annimmt, denen sie ins Auge schauen muss. Sie versinkt dabei keinesfalls in Selbstmitleid oder eine Ohnmachtshaltung gegenüber ihrer prekären Situation, sondern setzt diese geschickt in Relation zu ihrer Vergangenheit in Nigeria und einem nicht näher bestimmten Kollektiv. Ihr Leben, da ist sich Yola sicher, hätte auch viel ungünstiger verlaufen können: »People are facing hell in Nigeria. And there are a lot of people that have fall in victim and they don't have the ability to leave. [...] [I]f I were to be in Nigeria by now, I wouldn't be a normal person.« (Yola: 9) Für Yola ist klar, dass ihr Sohn oder sie, wären sie in Nigeria geblieben, bereits ermordet worden wären. Aus dieser Perspektive reduzieren sich die gegebenen Schwierigkeiten für Yola, und sie definiert ihre FluchtMigration als ein Privileg, das vielen anderen Menschen verwehrt bleibt (»So it is a privilege to be a refugee in one side«, Yola: 17). Indem sie in ihre Überlegungen nicht nur das einbezieht, was passiert ist, sondern eben auch das, was durch ihre Handlungen nicht eingetreten ist, schafft es Yola, der gegenwärtigen Situation ihre »guten« Seiten abzugewinnen.

Auch aus den Erzählungen ihrer Mitbewohnerinnen, die teilweise jahrelang in Italien als Prostituierte die Kosten für ihre FluchtMigration abarbeiten mussten oder gezwungen waren, den gefährlichen Weg über das Mittelmeer auf sich zu nehmen, zieht Yola für sich den Schluss, dass ihr vieles erspart geblieben ist. Sie versinkt nicht in Erinnerungen, sondern führt sich immer wieder vor Augen, welchem Leid sie durch ihre aktive Handlung – die FluchtMigration aus Nigeria – womöglich entgangen ist. Und so bleibt ihr Fazit beeindruckend optimistisch: »When life is giving you so many reasons not be strong. No. We also have to show the life that we have 1000 reasons to be alive.

So, there are so many reasons. So many opportunities to tell the world, like no. I am alive.« (Yola: 19)

8.3 Hakim – »I am a victim of war there, but here I am not a victim«¹⁵

8.3.1 Kurzportrait

Hakim ist im Norden Syriens, in Aleppo, geboren und aufgewachsen. Nachdem er 2013 sein Journalismus-Studium erfolgreich absolviert hat, beginnt er aus finanziellen Gründen zunächst in einem medizinischen Zentrum zu arbeiten. Nebenbei schreibt er für unterschiedliche Magazine und Zeitungen und nimmt an den Demonstrationen gegen das Assad-Regime teil. Er verfasst mehrere Artikel über die politische Situation in Syrien und übt Kritik am Regime. Mehrfach wird ihm mit einer Inhaftierung gedroht. Als sich im Dezember 2013 die Bombenangriffe auf die Zivilbevölkerung häufen und seine Familie in Gefahr kommt, beschließt Hakim, mit seiner Frau und seinen zwei Kindern das Land zu verlassen. Zunächst fliehen sie an die türkisch-syrische Grenze, wo Hakim weiterhin als Journalist arbeitet und die Situation von geflüchteten Menschen in den Lagern für FluchtMigrierende dokumentiert. Mit dem Plan, seine Familie so schnell wie möglich nachzuholen, verlässt Hakim 2015 die Türkei, um über das Mittelmeer nach Europa zu gelangen. Sein Ziel ist Wien, wo bereits Freunde von ihm wohnen. Weil er in Kufstein aufgegriffen wird, muss er in Tirol seinen Asylantrag stellen. Nach einem Jahr wird er als Subsidiär Schutzberechtigter anerkannt. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs wartet er darauf, seine Familie nach Innsbruck holen zu können. Er arbeitet als freischaffender Journalist für eine Zeitschrift und dreht Dokumentationen, um auf die Situation geflohener Menschen in Österreich aufmerksam zu machen.

8.3.2 Ländervignette: Zur Situation von Regime-KritikerInnen in Syrien

Der Ausbruch des Krieges in Syrien 2011 ist eng verbunden mit den Ereignissen des Arabischen Frühlings, die Ende 2010 in Tunesien ihren Ausgang

15 Hakim: 17.

nahmen und sich in anderen nordafrikanischen Ländern und im Nahen Osten fortsetzten. Die Proteste der Zivilbevölkerung richteten sich dabei gegen die autokratischen, repressiven und diktatorischen Regime dieser Länder. In Ägypten und Tunesien zwangen die Proteste die herrschende Klasse, ihre Ämter niederzulegen und das Land zu verlassen.

Angeregt durch die anfänglichen »Erfolge« bei den Aufständen in Ägypten und Tunesien, begannen die Proteste Mitte März auch in der syrischen Provinzhauptstadt Deraa. Eine Gruppe Jugendlicher hatte zuvor mit Graffiti den »Sturz des Regimes« (Baath-Regimes)¹⁶ gefordert und wurde kurze Zeit später inhaftiert (vgl. Wimmen 2011). Daraufhin folgten zunächst friedliche Proteste, die das Assad-Regime mit massiver Gewalt beantwortete. Von Deraa aus breiteten sich die Proteste in andere Provinzen und das Umland von Damaskus aus. Die Brutalität, mit dem das Regime dessen GegnerInnen und den Demonstrierenden entgegentrat, führte zu einem massiven Verlust der Loyalität der Bevölkerung gegenüber Assad, der noch zu Beginn seiner Amtszeit umfangreiche »Reformprozesse« angekündigt hatte (vgl. ebd.).

Im Unterschied zu anderen Ländern des Arabischen Frühlings eskalierte die Gewalt in Syrien. Es kam zunächst zu einem Bürgerkrieg, der sich inzwischen zu einem Stellvertreterkrieg¹⁷ mit nicht absehbarem Ende entwickelt

16 In Syrien herrscht seit nunmehr 50 Jahren die Baath-Partei (Baath = Wiedererweckung). Nach dem Unfalltod seines Vaters Hafiz al-Assad wurde 2000 ohne großen Widerstand sein Sohn Baschar al-Assad Präsident. Die anfängliche Aufbruchsstimmung durch den Präsidentenwechsel hielt nicht lange an. Baschar al-Assads Reformversprechen blieben weitgehend aus. Zwar kam es auf Personalebene und in der Regimestruktur zu Veränderungen, die Politikinhalte blieben allerdings ähnlich, »dies gilt insbesondere für den Bereich politischer Freiheiten, wo eine nur eingeschränkte Pluralisierung festzustellen ist« (Bank/Becker 2004: 4). Das primäre Ziel Baschar al-Assads nach seiner Machtübernahme bestand in der Festigung seiner Position innerhalb der Kernelite (vgl. Bank/Becker 2004). Um seine Autonomie sukzessive auszubauen, leitete er einen von oben angeordneten Personalwechsel ein. Sowohl politisches Personal auf regionaler und nationaler Ebene wurde von ihm zu seinen Gunsten ausgetauscht als auch MedienvertreterInnen, deren Berichterstattung weitgehend die Perspektive des Assad-Regimes widerspiegelt (vgl. ebd.).

17 Inzwischen sind mehrere Staaten in den Krieg in Syrien involviert. Russland und China unterstützen durch Handel und Waffenlieferungen das Assad-Regime. Zudem blockieren beide im UN-Sicherheitsrat die Syrien-Resolutionen, die Untersuchungen gegen das Assad-Regime und oppositionelle Kampftruppen fordern sowie Sanktionen vorsehen. Auch der Iran unterstützt Assad und seine VertreterInnen durch Militärberater, Finanztransfers und Energielieferungen (vgl. Asseburg 2013). Auf der anderen Seite erhalten die syrische Opposition und die Rebellen politische und logistische Un-

hat. Seit dem Beginn des Krieges 2011 sind über 400.000 Menschen zu Tode gekommen und mehr als 11 Millionen Menschen entweder innerhalb des Landes oder grenzüberschreitend geflohen (vgl. Amnesty International 2019). Das Assad-Regime und seine Verbündeten sowie eine Vielzahl einzelner oppositioneller bewaffneter Gruppierungen begehen bis heute Kriegsverbrechen und andere schwere Verstöße gegen das humanitäre Völkerrecht: »Sie verüben sowohl wahllose als auch gezielte Angriffe auf Zivilpersonen und zivile Gebäude wie z.B. Wohnhäuser, Krankenhäuser und andere Gesundheitseinrichtungen« (Amnesty International 2018). Das Regime setzt dabei auch chemische und andere international verbotene Kampfstoffe ein und behindert ausländische Lieferungen von humanitären Gütern und Medikamenten. Internationale Menschenrechtsorganisationen berichten immer wieder von Tötungen, Inhaftierungen und Folterungen von RegimekritikerInnen und JournalistInnen (vgl. Amnesty International 2018; Human Right Watch 2019; RoG 2013). Auch Ende 2020 ist noch kein Ende des Krieges in Sicht.

8.3.3 Die Zeit vor und kurz nach der Ankunft in Österreich – »In the first Unterbringung, it was a little bit harder«¹⁸

Hakims Erinnerungen an die Zeit vor seiner Ankunft in Österreich sind geprägt von dem seit 2011 wütenden Krieg in Syrien. Die Bilder von sterbenden, verletzten und schreienden Menschen tauchen im Laufe des Gespräches mehrmals wie Schlaglichter auf.

Nachdem Hakim 2013 sein Journalismus-Studium absolviert hat, beginnt er in einem medizinischen Zentrum zu arbeiten. Zu diesem Zeitpunkt ist Aleppo räumlich zweigeteilt. Während die eine Seite von den UnterstützerInnen des Assad-Regimes besetzt ist, wird die andere Seite weitgehend von den Rebellen kontrolliert. Hakims Wohnung befindet sich in dem von Rebellen kontrollierten Gebiet, während sein Arbeitsplatz auf der anderen Seite liegt. Hakim unterstützt von Beginn an die Proteste gegen das Assad-Regime. Er nimmt an den Demonstrationen teil, berichtet als Journalist über die revolutionäre Bewegung und positioniert sich kritisch gegenüber der politischen

terstützung von den USA, Europa und der Türkei sowie finanzielle und militärische Unterstützung aus den arabischen Golfstaaten (vgl. ebd.). Darüber hinaus sind die Nachbarländer Irak und der Libanon involviert, die jeweils unterschiedliche Kräfte im syrischen Konflikt rhetorisch, finanziell und durch die Entsendung von Kämpfern unterstützen (vgl. ebd.).

18 Hakim: 7.

Gewalt, die seitens des Regimes auf die Demonstrierenden ausgeübt wird. Seine Artikel werden in der lokalen Zeitung des Viertels, in dem Hakim mit seiner Frau und seinen Kindern lebt, veröffentlicht.

Es dauert nicht lange, bis er in den potenziell tödlichen Fokus des syrischen Geheimdienstes gerät und ihm mit einer langjährigen Haftstrafe gedroht wird. Gleichzeitig beginnt das Assad-Regime in Aleppo mit dem Abwurf von Fassbomben, denen wahllos die Zivilbevölkerung zum Opfer fällt: »[T]hey throw it [...] without any target. Just, to kill people.« (Hakim: 4) Hakim sieht keine andere Möglichkeit, als sich und seine Familie in Sicherheit zu bringen. Die Erinnerungen an Aleppo, das er an einer Stelle des Gespräches auch als seine große Liebe bezeichnet, sind überschattet von den Kriegserfahrungen. Dennoch ruft er sich immer wieder auch die schönen Zeiten in Erinnerung:

»I was like part of the city. So I thought: ›Okay, I will go, but I will come back.‹ I still love Aleppo. Aleppo is a big city. We are more than 6 million living there. We have Altstadt. Big Altstadt much more bigger than here in the city. Five time bigger. [...] So, when I am walking in the Altstadt here, I am always remembering Aleppo. It is important to keep the good memories as well. Because I use to walk in the Altstadt in Aleppo. It was like you feel the energy. I sometimes try to get this feeling again here to reload my batteries. [...] It is your city. So I left Aleppo. I left Aleppo of course. I fled from Aleppo, because all of this reasons to Turkey.« (Hakim: 5)

Hakim und seine Familie leben insgesamt zwei Jahre gemeinsam in der Türkei. Nach ihrer Ankunft findet Hakim einen Job und schafft es, eine Wohnung für sich und seine Familie zu mieten. Gleichzeitig unterstützt er aus dem Exil weiterhin die Revolution in Syrien und arbeitet als ehrenamtlicher Helfer in einem Camp an der türkisch-syrischen Grenze, um die dort ankommenden Menschen zu unterstützen. Die Situation in der Türkei spitzt sich im Laufe der zwei Jahre zusehends zu, da ihm und seiner Familie kein rechtlicher Status zugesprochen wird: »The hard part in Turkey, as I told you, you cannot describe the Syrian people there as asylum-seekers. They are not asylum-seekers. They are not refugees. The Turkish government could have sent us back anytime.« (Hakim: 6)

Hakim und seine Frau sehen keine weitere Zukunft in der Türkei und entscheiden gemeinsam, dass zunächst Hakim über die gefährliche Mittelmeer-Route nach Europa gelangen solle, um seine Frau und seine beiden Kinder zu einem späteren Zeitpunkt auf sicherem Wege nachzuholen. Sein Ziel ist Wien, wo bereits Freunde von Hakim leben, die ebenfalls aus Syrien geflohen

sind. Hakim wird jedoch in Kufstein von der Polizei aufgegriffen. Die Beamten geben ihm die Adresse des BFA, das er am nächsten Tag aufsuchen soll. So findet er sich an diesem Abend mitten im Winter allein und ohne Unterkunft vor einem Bahnhofsgebäude wieder. Er übernachtet in einem Hotel und sucht am nächsten Morgen das BFA auf. Von dort wird er in eine provisorische Massenunterkunft geschickt, in der zu diesem Zeitpunkt fast 300 Menschen leben. Hakim ist schockiert über die unmenschlichen Bedingungen vor Ort:

»Of course, in Turkey it was hard and in Syria under the war it was hard. But in Turkey I had my own flat with my family and everything was okay. Here, now in Traglufthalle it was a little bit harder. Not a little bit actually. It was the hardest time in my life. It was so hard at the beginning. [...] I was in a jail.« (Hakim: 7f.)

Erst nach drei Monaten wird Hakim von der Traglufthalle nach Oberperfuss transferiert, wo sich zumindest die räumliche Situation für ihn verbessert und er so etwas wie »half-privacy« (Hakim: 8) hat.

Während der gesamten Zeit dokumentiert Hakim die unterschiedlichen Stationen seiner FluchtMigration. Er macht Fotos und schreibt, trotz massiver Konzentrationsschwierigkeiten, immer wieder Essays mit dem Ziel, diese zu einem späteren Zeitpunkt der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Der Kampf für Menschenrechte, dem er sich als politischer Journalist durch die Dokumentation der Verletzungen eben jener verpflichtet fühlt, ist laut Hakims Erzählungen als dessen zentraler Antriebsmotor und Orientierungspunkt zu verstehen.

8.3.4 Selbstdefinition als politischer Journalist – »Without my work [...], my political writing, I think I am nothing«¹⁹

Im Laufe des Gesprächs wird deutlich, dass insbesondere zwei Aspekte im Vordergrund von Hakims gegenwärtiger Lebenssituation stehen. Beide sind als Quelle der Kraft und Motivation für seinen Überlebenskampf zu verstehen: zum einen das Ziel, seine Familie, die zum Zeitpunkt des Gesprächs noch in der Türkei lebt, im Rahmen der Familienzusammenführung nach Österreich nachzuholen; und zum anderen sein politisches Engagement, dem er sich als Journalist verpflichtet fühlt und durch das er Menschen kennenlernt, die ihm gleichgesinnt sind und ihm auch solidarisch-unterstützend zur Seite stehen.

¹⁹ Hakim: 9.

Die Arbeit als Journalist ist für Hakim nicht nur ein Beruf, sondern vielmehr eine Berufung. Er versteht es als seine Aufgabe, sich durch sein Schreiben und das Dokumentieren von Menschenrechtsverletzungen politisch für jene Menschen einzusetzen, deren Rechte beschnitten werden; dies gilt umso mehr, seit er diese am eigenen Leib erfahren hat:

»When I am talking about myself it's my work I am talking about. Everyone is working or studying in his life. Without my work or my studies, my political writing, I am nothing. It is the reason why I am still living and have the power to keep going on. To fight for humans rights and to show the public where this rights are denied.« (Hakim: 9)

Als Hakim bereits vier Monate in Österreich lebt, lernt er Lena und Christian kennen, die für einen Radiosender arbeiten und dort gemeinsam mit anderen geflohenen JournalistInnen Beiträge gestalten. Hakim beginnt dort zu arbeiten und bekommt sein eigenes Programm, in dem er versucht, über die Situation in Syrien aufzuklären:

»It is about the news of the refugees in the world. Or to talk about Syria in general. It is something like a political and social program. [...] For me the target people, they are from Syria or mostly they are from Syria. Okay, let's say for me it is like bridges to make the people really know about the people here and the people there. [...] And I think this project is like worth it, to make the people understand more.« (Hakim: 10f.)

Durch seine Arbeit beim Radio kommt Hakim mit mehreren politischen AktivistInnen in Kontakt, die ihn dabei unterstützen, die Fotos, die er im Laufe seiner FluchtMigration gemacht hat, in einer Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die Idee der Ausstellung ist es, für die Thematik FluchtMigration zu sensibilisieren und zwei Seiten in einen gegenseitigen Austausch treten zu lassen. So geht es ihm darum, die starr gezogenen Grenzen zwischen einem »Wir« und den davon separierten »Anderen« aufzubrechen:

»It is just to make the people know more about Syria and what happens in Syria. And to ... you know ... of course we are Syrians. So a lot of people in Austria are focusing on the different cultures, different languages, different history and so on. But we are human in the end. [...] Just one of this two sides should understand, should talk to break this clinch and barriers between you and the others. [...]. So a lot of people know, that there are a lot of refugees.

So and they are from different places, they are from far away, from middle-east. They speak different languages. They have different religions. All of this difference. But in the end they are all human, of course. So, it is about the people to know about them and I think that is like break this clear, inflexible line. And it was my goal to be part of breaking it a bit by this project.« (Hakim: 11)

Neben der inhaltlichen Arbeit lernt Hakim durch sein politisches Engagement auch Menschen kennen, die ihm schließlich ein Zimmer in ihrer Wohngemeinschaft anbieten. Nach kurzer Überlegung nimmt er das Angebot an und zieht aus dem Flüchtlingsheim aus.

Hakim schafft es, trotz aller Widrigkeiten, mit denen er bis heute konfrontiert ist, seine eigenen Erfahrungen für sein politisches Engagement nutzbar zu machen und sich für jene Menschen einzusetzen, denen er sich solidarisch verbunden fühlt. Er ist damit den stigmatisierenden Zuschreibungen, die ihn als »Anderen« markieren, keinesfalls passiv ausgeliefert, sondern versucht, den generalisierenden Fremdpositionierungen etwas entgegenzusetzen, indem er eine aktive Sprecherrolle innerhalb des dominanten Diskurses einnimmt. Er ist sich sicher, dass seine Perspektiven und Erfahrungen dazu beitragen können, die starren Grenzen zwischen einem »Wir« und »den Flüchtlingen« zu verschieben und dadurch zu verändern.

8.3.5 Familienzusammenführung – »And this is the most important thing to me. To be together with my family«²⁰

Neben seiner Arbeit als Journalist steht für Hakim gegenwärtig ein zweiter Aspekt im Vordergrund. Er versucht immer noch, seine Familie aus der Türkei im Rahmen einer Familienzusammenführung zu sich zu holen. Aufgrund seines rechtlichen Status als Subsidiär Schutzberechtigter, der ihm lediglich für ein Jahr zugesprochen worden ist, ist dies momentan nicht möglich. Inzwischen hat er seine Frau und seine beiden Kinder seit über vier Jahren nicht mehr gesehen. Die Trennung von ihnen ist für ihn unerträglich. Er steht via Skype im täglichen Kontakt mit ihnen, um so ein Stück weit an ihrem alltäglichen Leben teilzuhaben. Der Gedanke an die verlorene Zeit mit seinen beiden Kindern quält ihn Tag für Tag:

20 Hakim: 16.

»They are growing up, as I told you already in a place and I am in another place. I have not a lot of details about their lives. I don't know it. Okay, I am trying to get it by the mobile, talking with video, telling them about their days, about the school. [...]. But I am not with them and they are not with me. [...] And the thing is that this time not being with them in their life, it will not repeat. [...] It's gone. It's gone. It's gone. And every day I am thinking about this. And this is the most, really the hardest thing. It's hard when you are, when your daughter talks with you about how much she is missing you.«
(Hakim: 15f.)

Hakim versucht, sich mit seiner Arbeit beim Radio und mit Deutschlernen abzulenkten: »I am always trying to do something like the radio [...] or Deutschlernen. For interrupting my thoughts concerning my family. That is the only thing which makes it sufferable for me.« (Hakim: 16)

Die Verantwortung, die er seiner Familie gegenüber empfindet, lastet schwer auf seinen Schultern. Sie ist aber auch als Antriebsmotor zu verstehen, der ihm dabei hilft weiterzukämpfen. Die Option, aufzugeben und sich seiner Verzweiflung über seine Situation hinzugeben, besteht für Hakim schlichtweg nicht. Er versucht, sich selbst immer wieder gut zuzureden, indem er ein positives Zukunftsszenario entwirft, vereint mit seiner Familie. Es ist eine Strategie, die ihm viel Kraft abverlangt, die es ihm allerdings ermöglicht, handlungsfähig zu bleiben. Gegen den Bescheid des BFA, der ihm lediglich für ein Jahr den Schutzstatus zuspricht und ihm damit die Familienzusammenführung verwehrt, hat Hakim bereits mit der Unterstützung eines befreundeten Rechtsanwaltes Beschwerde eingereicht. Zwar steht die Entscheidung bis heute noch aus, allerdings hat Hakim dadurch wieder neue Hoffnung, bald wieder mit seiner Familie vereint zu sein.

8.2.6 Widerstand gegen generalisierende und essenzialisierende Stigmatisierungen – »A lot of people think being a refugee is like a career or a profession and the only experience you have in live«²¹

Hakim nimmt im Laufe des Gespräches sowohl Bezug auf das Narrativ, das ihn als Opfer markiert, als auch auf jenes, das ihn als potenziellen Täter stigmatisiert. Beide Formen der Fremdpositionierung kritisiert er als generalisie-

²¹ Hakim: 20.

rende und essenzialisierende Zuschreibungen, die FluchtMigrierende auf ihre FluchtMigrationsgeschichte reduzieren. Die Ursprünge dieser Bilder über FluchtMigrierende sieht Hakim primär in der medialen Repräsentation von Geflüchteten, die er explizit als Propaganda bezeichnet. Während er die Zuschreibungen als Täter entschieden zurückweist, steht er der Fremddefinition seiner Person als Opfer ambivalent gegenüber:

»I am of course a victim of the war in Syria. [...] I have been a victim, because I was forced to flee. I was forced to escape. I was forced to leave, all my past, my memories, my life, my friends, everything there. And I was forced to move to another place. I am a victim of course. But for me I am here now. And I am not a victim here. Of course, all of us we are human. I am trying to go ahead with my life. I am a victim of the war there. But here I am not a victim. So, maybe I am a victim of the propaganda. The propaganda of the media. I am talking in general in Europe. Maybe I am a victim of it. Because the people they have a viewpoint about me. I am not like this. I am totally different from this. They already have a decision about me. But I am not like that. So maybe I am a victim of media. [...] If I think about it, yes, I am victim because a lot of things. But for me as [Hakim] or I am talking about myself, because I don't know all the refugees, so I don't know if they have the same feeling or not, for me I am trying to be [Hakim], not victim. I have my life, I go ahead with my life, I have to proof, not to proof to the people that I am good, no I have to proof for myself.« (Hakim: 17)

Die partielle Selbstdeutung als Opfer ist im Unterschied zu den dominanten viktimisierenden Fremddefinitionen keinesfalls als allumfassend zu verstehen. Hakim macht deutlich, dass er sich in spezifischen Kontexten durchaus als Leittragender verstehe, dass dies aber nicht bedeute, dass er diesen Situationen hilflos ausgeliefert ist. In seiner FluchtMigration aus Syrien, zunächst in die Türkei und dann nach Europa, zeigt sich sein Wille, für sich und seine Familie ein Leben in Sicherheit zu erkämpfen. Auch in Bezug auf mediale Stigmatisierungen verhält sich Hakim nicht passiv-leidend, sondern greift als professioneller Journalist selbst aktiv in den machtvollen Diskurs ein und versucht, eine alternative Sichtweise einzuführen, in die er gekonnt seine eigenen Erfahrungen einbringt und diese nicht nur für sich nutzbar macht.

Allerdings wehrt sich Hakim vehement gegen die essenzialisierende Kategorisierung seiner Person als Flüchtling, die ihn lediglich auf seine FluchtMigrationserfahrung reduziert: »But refugee is like a whole identity in those days. Really the bad thing is that a lot of people think being a refugee is like

a career or a profession and the only experience you have in live.« (Hakim: 20) Hakim sieht sowohl in der negativen Stigmatisierung als auch in der positiven Bewertung seiner FluchtMigrationserfahrungen die Reduktion seiner Person auf seine FluchtMigrationsgeschichte gegeben. Dadurch, so Hakim, werden alle anderen Eigenschaften, die ihn auszeichnen, unsichtbar. Zudem macht er deutlich, dass »Flüchtling-Sein« keine wesensbestimmende Eigenschaft von Menschen ist, wie es der dominante Diskurs suggeriert, sondern es sich hierbei um Formen der Etikettierung handelt:

»For me, I can say now the label like refugee is not important. I am more than this. Firstly, I am a journalist and an activist for human rights. Labels like refugee are just names, because there is some action, which makes you a refugee, makes you an asylum-seeker. Also which makes you to a citizen or get the citizenship for this country.« (Hakim: 21)

Hakim kontrastiert die Fremddefinition seiner Person als »Flüchtling« mit seiner klaren und eindeutigen Selbstdefinition als Journalist und Menschenrechtsaktivist. Damit betont er einmal mehr, dass er sich keinesfalls als passives Opfer versteht, sondern als jemanden, der aktiv versucht, Zuschreibungen und Stigmatisierungen zu verändern. Die Kritik Hakims lässt sich pointiert wie folgt zusammenfassen: Flüchtling ist man nicht, man wird dazu *gemacht*. Dennoch ist sein Kampf gegen diese Kategorisierungsprozesse als »Widerstand auf eigene Rechnung« zu verstehen, der ihm viel Energie abverlangt. Rückhalt und solidarische Unterstützung findet er vor allem in der gemeinsamen Arbeit mit anderen JournalistInnen, die teilweise auch die Erfahrung der FluchtMigration und vor allem der Stigmatisierung im Ankunfts-kontext gemacht haben und immer noch machen.

8.4 Farzan²² – »And this makes me an experience guy«²³

8.4.1 Kurzportrait

Farzan ist zum Zeitpunkt des Interviews 34 Jahre alt und bereits seit 2015 in Österreich. Er ist in der iranischen Metropole Teheran als ältestes von drei Kindern aufgewachsen und lebt dort bis 2009. Neben seinem Job in einer Bank in Teheran schreibt er für diverse Magazine kritische Artikel über die Regierung. Auch gehört er einer politischen Bewegung an, die sich gegen die iranische Regierung auflehnt. 2009 gerät er ins Visier der iranischen Behörden und schließlich nehmen ihn zwei Beamten fest. Insgesamt einen Monat lang bleibt Farzan inhaftiert, bis er schließlich auf Kautions bis zu seiner Verhandlung freigelassen wird. Aufgrund der drohenden 15-jährigen Haftstrafe flieht Farzan in die Türkei, zunächst mit dem Plan, nach einiger Zeit wieder zurück in den Iran zu gehen. Insgesamt sechs Jahre lang lebt er in verschiedenen Ländern (Türkei, Armenien, Tadschikistan, Vereinigte Arabische Emirate), wo er nach einer Möglichkeit sucht, nach Kanada oder England zu gelangen. Als dieser Plan immer wieder scheitert und die Lebensbedingungen schließlich unerträglich werden, flieht Farzan 2015 nach Österreich und stellt dort einen Asylantrag, dem aufgrund der politischen Verfolgung, der er im Iran ausgesetzt ist, stattgegeben wird. Er wird als Flüchtling im Sinne der Genfer Flüchtlingskonvention anerkannt und erhält einen Konventionspass. Inzwischen arbeitet er bei einer großen Logistikfirma in Tirol und ist auf der Suche nach einer eigenen Wohnung. Derzeit kommt Farzan teils bei Freunden unter, teils lebt er auf der Straße.

8.4.2 Ländervignette: Justiz und RegierungskritikerInnen im Iran

In der jüngeren Geschichte des Irans bilden vor allem die gesellschaftlichen Umwälzungen in den Jahren 1978/79 durch die Iranische Revolution und die

22 Mit Farzan wurden zwei Gespräche geführt. Das erste Gespräch fand am 01.02.2019 statt. Das zweite Gespräch folgte kurze Zeit später, am 17.03.2019. Während des zweiten Treffens wurden die Zusammenhänge seiner Fluchtgeschichte näher beleuchtet, die bisher, so hatte sich bei der Transkription gezeigt, teils im Unklaren geblieben war. Im Folgenden werden Auszüge aus den Gesprächen mit »Farzan I« und »Farzan II« kenntlich gemacht.

23 Farzan I: 8.

Absetzung Mohammed Reza Schahs eine zentrale Hinwendung zu einem totalitär-theokratischen Gottesstaat. Dieser baut seine Durchsetzungen auf einem polizeilich-militärischen sowie paramilitärischen Überwachungs- und Kontrollapparat auf (vgl. Thielen 2009: 24). Am 1. April 1979 rief der aus dem Exil²⁴ zurückgekehrte Religions- und Rechtsgelehrte Ayatollah Ruhollah Khomeini die Gründung der Islamischen Republik aus. Khomeini ließ eine neue islamische Verfassung ausarbeiten, die am 3. Dezember 1979 in Kraft trat. Durch die Installation von Revolutionsgerichten war es ihm möglich, viele seiner Gegner auszuschalten und die neue Islamische Republik nach seinen Vorstellungen zu gestalten; in dieser Form besteht sie im Wesentlichen bis heute (vgl. Tausch 2019). Die Justiz des Irans ist eng mit der Scharia verbunden, die die Grundlage für das Strafgesetz der Islamischen Republik bildet (vgl. ebd.). Amnesty International berichtet immer wieder über die menschenverachtende Rechtsprechung der Justiz- und Strafverfolgungsbehörden. So heißt es in einer Pressemitteilung vom August 2017:

»Einerseits haben Revolutionsgerichte zunehmend längere Haftstrafen verhängt, die in vielen Fällen über zehn Jahre hinausgingen. Andererseits haben die Strafverfolgungs- und Justizbehörden die Möglichkeiten stark ausgeweitet, aufgrund angeblicher ›Gefährdung der nationalen Sicherheit‹ Anklage gegen Menschenrechtsverteidiger zu erheben.« (Amnesty International 2017: 2)

Die Strafen, die seitens der iranischen Justiz verhängt werden, reichen vom jahrelangen Freiheitsentzug über Prügel- und Amputationsstrafen bis hin zu Hinrichtungen. Laut Angaben von Human Rights Watch wurden 2017 476 Todesurteile vollstreckt; fünf Verurteilte wurden für angebliche Straftaten getötet, die sie in der Kindheit begangen hatten (Human Rights Watch 2017: 277). 2009 rückten die iranische Justiz und die Sicherheitskräfte in die weltweit öffentliche Aufmerksamkeit, nachdem es zur gewaltsamen Niederschlagung landesweiter Demonstrationen gegen den Ausgang der Präsidentschaftswahl²⁵ gekommen war. Dabei arbeiten die Sicherheits- und

24 Ayatollah Ruhollah Khomeini wurde nach mehrfachen Verhaftungen und drohender Todesstrafe, unter anderem aufgrund seiner öffentlichen Predigten, in denen er den Schah und seine Herrschaft angriff, 1964 ins Exil verbannt. Als Religions- und Rechtsgelehrter wurde Khomeini zum Führer der Islamischen Revolution von 1979 und blieb bis zu seinem Tod 1989 iranisches Staatsoberhaupt.

25 Die Opposition warf dem mit 62,6 % gewählten Kandidaten Mahmud Ahmadineschad Wahlbetrug vor. Der als reformorientiert geltende Oppositionskandidat Hossein

Justizbehörden mit Schikanen, Anklagen, Verhören und Berufsverboten, um jegliche oppositionelle Arbeit im Keim zu ersticken (vgl. Amnesty International 2017). Die Haftbedingungen im Iran gelten als besonders hart (Folter und Einzelhaft) und die Gerichtsverfahren gegen Angeklagte vor den Revolutionsgerichten finden in unfairen und geheimen Prozessen statt. Der Zugang zu einer Verteidigung durch AnwältInnen wird in den meisten Fällen verhindert (vgl. ebd.).

8.4.3 Die Zeit vor der FluchtMigration im Iran – »I prefer to be free«²⁶

Farzan wächst in ärmlichen Verhältnissen in Teheran auf. Sein Vater verliert bei Investitionen in Dubai das gesamte Ersparte der Familie. Sowohl er als auch seine Mutter sind in Farzans Kindheit häufig abwesend. Während sein Vater auf Geschäftsreisen ist, studiert seine Mutter an der Universität in Teheran Pädagogik und arbeitet daneben als Erzieherin in einem Kindergarten. Farzan trägt damit schon in frühen Jahren Verantwortung für seinen sechs Jahre jüngeren Bruder und seine zehn Jahre jüngere Schwester. Diese Rolle in seiner Familie lastet zeitweise schwer auf ihm und er beginnt, aus bestimmten Zwängen und Regeln auszubrechen:

»So every problem you can imagine, I had in my childhood. In school, in the neighborhood, like broking glasses, like fighting, like not ... I didn't really like the education at school, you know. Going to school. My mother now is like 54 years old, but then she goes to university. She loved it. But I don't, you know. I didn't. Never, never, never.« (Farzan II: 2)

Farzan beschreibt sich als nachdenkliches Kind: »Maybe I didn't really do child things. I was really reasonable. Always thinking.« (Farzan II: 2) Bereits in der Kindheit beginnt er, über die *großen Fragen des Lebens* nachzudenken. Schon damals habe er sich, so Farzan, mit den ihn zeitweise quälenden Fragen nach der Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz auseinandergesetzt. Auch eine intensive Beschäftigung mit Religion spielt dabei eine Rolle. Sein Vater ist überzeugter Atheist und seine Mutter überzeugte Muslimin. Beide versuchen Far-

Mussawi verlor entgegen der Wahlprognosen mit 33,7 % und rief nach seiner Niederlage zu Protesten auf (vgl. Bundeszentrale für politische Bildung [bpb] 2009). Seit 2011 stehen Mussawi und seine Frau unter Hausarrest. Beide haben keinen Kontakt zur Öffentlichkeit.

26 Farzan I: 1.

zan von ihrer jeweiligen Position zu überzeugen. Aus den vielen Diskussionen mit ihnen beginnt er eine kritische Haltung zur Religion zu entwickeln, die sich durch diverse Konflikte mit den staatlichen Behörden verstärkt. An seinem 20. Geburtstag werden Farzan und seine Freunde festgenommen und für zwei Tage inhaftiert, weil sie öffentlich Alkohol trinken. Die Restriktionen, die er durch den religiös fundierten Staat erfährt, führen dazu, dass Farzan die Kritik an den staatlich-religiösen Strukturen nun auch öffentlich auslebt:

»Problems are not about the economy, about the war or something like that. Problems are in mind. About how they want you to think, you know. They said you what they want and you have to follow them. You have to follow them. I think most of my problem begins from the religion. I am not a religious guy. I prefer to be free.« (Farzan I: 1)

Farzan beginnt, kritische Artikel für ein Magazin der Universität zu schreiben, an der er zu diesem Zeitpunkt Betriebswirtschaftslehre studiert. Nachdem er sein Studium im Alter von 22 Jahren abgeschlossen hat, findet er einen Job in einer Bank und zieht von zu Hause aus. Kurze Zeit nach der Veröffentlichung eines Artikels, in dem er den Präsidenten direkt angreift, meldet sich die staatliche Sicherheitsbehörde bei ihm: »I wrote the name and directly I wrote what I wanted to say. Nothing under the carpet. [...] The first action was a phone call. I was at home, it was like a warning call.« (Farzan I: 5f.)

Trotz der Bedrohung und des Versuchs, Farzan mundtot zu machen, veröffentlicht er einen weiteren Artikel. Er gehört damals einer Bewegung an, die gegen das religiös-repressive politische System im Iran ankämpft. Bis heute veröffentlicht die Gruppe Artikel, die Farzan verfasst, zusammen mit einem Foto von ihm. Für diese Bewegung gilt er als eine zentrale Figur des Kampfes um Meinungs- und Handlungsfreiheit im Iran.

Wenige Tage nach der Veröffentlichung kommen zwei Beamte in die Bank, in der Farzan arbeitet, und führen ihn vor den Augen aller ArbeitskollegInnen in Handschellen ab. Da ihm verschiedene Delikte vorgeworfen werden, droht ihm eine Haftstrafe von 15 Jahren. Nach einem Monat kommt er auf Kautions bis zu seiner Verhandlung frei. Nach Gesprächen mit seinen Eltern entscheidet sich Farzan, Teheran zu verlassen: »And suddenly I decide to run. Because that was unfair, you know. I didn't want to stay my whole life in jail.« (Farzan II: 7) Farzans vorläufiger Plan ist es, auf Zeit zu spielen und zunächst ein oder zwei Jahre Gras über die Sache wachsen zu lassen, um dann schließlich in sein altes Leben zurückzukehren. Aus den zwei Jahren werden schließlich sechs Jahre, die Farzan im Exil verbringt, bevor er mit

der Idee einer Rückkehr gänzlich bricht und einen Asylantrag in Österreich stellt.

8.4.4 (Über-)Leben im Exil – »After ten years I finally have an ID«²⁷

Während seiner Zeit im Exil lebt Farzan in vier Ländern. Die meiste Zeit davon verbringt er in der Türkei, immer in der Hoffnung, bald wieder in den Iran zurückkehren zu können. Das wenige Ersparte, das er aus dem Iran mitnehmen konnte, ist bereits nach zwei Monaten aufgebraucht. Er verkauft sein Auto und ist von nun an zu Fuß unterwegs. Die ersten zwei Jahre, so Farzan, waren die schlimmsten: »I had to figure out how this game is working. I had to push forward and find out what kind of things I need to stay alive and how I get them.« (Farzan II: 10) Seine körperliche Verfassung verschlechtert sich zusehends und er wiegt zeitweise nicht einmal mehr 50 Kilogramm. Farzan schlägt sich mit Gelegenheitsjobs auf unterschiedlichen Baustellen durch und mietet schließlich ein Zimmer in einer Stadt unweit der türkisch-iranischen Grenze. An manchen Tagen findet er Arbeit und kann sich etwas zu essen kaufen, an anderen Tagen ist er auf die Unterstützung der Bevölkerung angewiesen. Als er seine Miete nicht bezahlen kann, behält der Vermieter seinen Laptop ein, der für ihn die einzige Möglichkeit ist, den Kontakt mit seiner Familie und seinen Freunden aufrechtzuerhalten:

»I remember I had a laptop, an Asus laptop. This was the only thing I had. The only thing that entertains me and connect with the family over Skype. And one month I hadn't pay the rent for the apartment. I really didn't had any work and so I didn't had no money. And my landlord knows I had this laptop and he kept it from me. You know as a rent.« (Farzan I: 2)

Der Vermieter setzt Farzan schließlich vor die Tür und von da an lebt er die meiste Zeit auf der Straße. Seiner Familie erzählt er, dass es ihm gut gehe und er eine Arbeit gefunden habe, bei der er genug Geld verdiene, um sich etwas aufzubauen. Auch als er als Unbeteiligter in eine Schießerei zwischen zwei befeindeten Gangs gerät und dabei angeschossen wird, behält er dies für sich, damit sich seine Familie keine Sorgen macht. In solchen Tagen der Verzweiflung trifft Farzan immer wieder Menschen, die ihn motivieren weiterzumachen. So etwa einen älteren Mann, der ihm in der ersten Zeit seiner

27 Farzan II: 18.

Obdachlosigkeit wichtige Informationen über das Überleben auf der Straße gibt:

»I was really homeless. But in that time, I met really people. Really nice, sometimes really in the mode, really same as me. You know they also lost everything and had same stories. I remember some guy, he was a doctor before. He lost his wife and his child in an accident. And then he went crazy. He was in a mental hospital. And he decides to start a new life on the street. And I met him and he told me some cool story. At that time I was really disappointed and without any energy, without nothing. And he gave me motivation. He showed me the road. He told me things. Because he was homeless like me. He was an expert in being homeless. And he showed me where I can sleep when it is raining. Or another place when it is sunny. He knew where I can find food there.« (Farzan II: 12f.)

Da die iranischen Sicherheitsbehörden immer wieder in seinem Elternhaus auftauchen und nach ihm fragen, versucht Farzan, nach Kanada oder England zu gelangen, wo er sich erhofft, als Fußballspieler oder -trainer arbeiten zu können. Um einen passenden »FluchtMigrationshelfer« zu finden, greift er wieder auf sein soziales Netzwerk zurück. Auf den Rat eines Bekannten hin reist Farzan dann jedoch nach Dubai. Dort werden ihm von einem Mann die nötigen Kontakte versprochen, mit deren Hilfe er schnelles Geld als Prostituiert verdienen könnte. Rückblickend begreift Farzan diesen Moment als ein Schlüsselerlebnis, das ihn in seiner Entscheidung, sich auf den Weg nach Europa aufzumachen, bestärkt hat. Nach Europa zu gehen, heißt für ihn auch, sich von seinem eigentlichen Wunsch – einer Rückkehr zu seiner Familie und seinen Freunden – endgültig zu verabschieden. Umso bemerkenswerter ist sein Resümee über den jahrelang andauernden Überlebenskampf im Exil:

»I didn't know how to survive. Even I didn't know if I will just die. I was like some machine, doing this just to be alive. [...] And this makes me an experience guy [...]. You know, you have to contact with people and with your life. Every, every hour something might happen to you. And you have to react to it, you know. Maybe the friend comes to you to help, maybe the stranger ... I don't know, but I feel like every day I wake up, I feel like I am a [...] I cannot say successful, but I can say I am a survivor.« (Farzan I: 8)

Im Laufe der sechs Jahre im Exil hat Farzan ein tiefes Vertrauen in sich als Person entwickelt. Er weiß, dass er Lösungsstrategien in schwierigen Situationen zur Anwendung bringen kann. Die Erfahrung seiner Selbstwirksamkeit und

die Überzeugung, dass die schlimmste Zeit seines Lebens vorbei ist, nehmen ihm in gewisser Weise die Angst vor zukünftigen Hindernissen. Zentral dabei ist sicherlich auch der positive Ausgang seines Asylverfahrens, durch den er einen sicheren Aufenthaltsstatus hat. Dennoch ist seine Fähigkeit, sowohl negative als auch positive Erfahrungen als mobilisierbare Ressourcen zu interpretieren und diese für sein gegenwärtiges Leben in Österreich nutzbar zu machen, auch unabhängig von seinem rechtlichen Status als (Über-)Lebenskompetenz zu verstehen. Eine Kompetenz, die es ihm ermöglicht, Vergangenes besser zu verarbeiten und negative Erlebnisse zu positiven Lebenserfahrungen umzudeuten: »Everything I had and every experience I made, I use it now.« (Farzan II: 2) »I get positive things after the bad things happened to me and I use it.« (Farzan I: 10).

8.4.5 Die Frage nach der Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz als Antriebsmotor – »I am made for something«²⁸

Zentral in den beiden Gesprächen ist die intensive Auseinandersetzung Farzans mit der Sinnhaftigkeit seiner eigenen Existenz und die Überzeugung, dass er für etwas nicht näher Bestimmbares auf der Welt ist. Sein Nachdenken über Fragen nach der eigenen Existenz ist sowohl als Quelle der Motivation für seinen (Über-)Lebenskampf zu verstehen als auch zeitweise als quälendes Gefängnis, in dem die Gedanken wie in einer Endlosschleife kreisen und zu keinem Abschluss kommen:

»I belong to that category where you always think about it. [...] But I am not really sure, if we are made for this. Or what is the purpose of humans? Thinking can feel like prison as well. So in one way it is when I feel I am alive, I am human, I am. And on the other side I sometimes suffer because of thinking about complicate questions like, what my purpose is. But it was like this my whole life.« (Farzan II: 19)

Die philosophische Auseinandersetzung mit der existenziellen Frage »Who am I?« und mit dem Sinn des Lebens zieht sich wie ein roter Faden durch Farzans Geschichte. Sie intensiviert sich, als er im Alter von 16 Jahren versucht, sich gegenüber dem Glauben bzw. Nichtglauben seiner Eltern zu positionieren. Unbewusst, so Farzan, haben die Differenzen zwischen seinem Vater und seiner Mutter ihm dabei geholfen, sich tiefgründig mit der Frage danach zu

28 Farzan I: 10.

beschäftigen, wer er ist und was er vom Leben erwartet. Die Entscheidung, seine Heimat zu verlassen, und die ersten zwei Jahre im Exil stellen für ihn zunächst einen Einschnitt in seiner Suche nach dem Sinn des Lebens dar:

»I didn't had any goal. I really was lost. But kind of a lost person who want to be found. Just don't let it go. I wanted to be in path. And I wanted to know what my path is, what my purpose is. I didn't let it go, just didn't let it go. All this time I asked this question myself. Is it really worth it? [...] I was looking for my, my purpose. What is my purpose? That makes me go forward. Through all this suffering.« (Farzan II: 14f.)

In beiden Gesprächen betont Farzan mehrfach, dass seine Suche bis heute andauert. Entscheidend dabei ist, dass es Farzan möglich wird, durch die retrospektive Interpretation des Durchlebten als Teil dieser Suche seine Vergangenheit nicht ausschließlich als leidvolle Erfahrung einzustufen. Vielmehr schafft er es dadurch, seine Erfahrungen gewissermaßen als Teile eines Mosaikes zu verstehen, die sich irgendwann in Zukunft zu einem großen Ganzen zusammensetzen werden. Damit hätten sie ihn stückweise der Beantwortung seiner Lebensfrage »Who am I?« nähergebracht. Die beträchtlichen Widrigkeiten, denen Farzan sein Leben lang ausgesetzt war, werden so rückblickend als Stationen interpretiert, die jeweils sinnhafte und notwendige Teile eines Ganzen sind und ihn reich an Lebenserfahrungen gemacht haben. Es ist, als ob die Interpretation seiner Vergangenheit als Suche nach dem Sinn des Lebens seinem gegenwärtigen Leben dessen Sinnhaftigkeit erst verleiht:

»I have a good feeling about life. [...]. I am standing here, I am staying here, I didn't found my goal yet. I didn't find my purpose. I don't know what is my purpose. I can do lots of things. I have too many skills, but I know they are not my purpose. They are just tools to get me alive. I don't know to where. I am still looking for it, because after all this, I say: ›I don't give up.‹ Because until I haven't find this, I can't sleep comfortable. Every night I am thinking about this: ›Who am I? What I am doing here? What's my purpose going to be?‹ [...] [A]nd this gives me more, more power to go on, to walk in every days life.« (Farzan I: 9)

Neben der Frage nach der Bestimmung seiner Existenz nimmt die Auseinandersetzung mit den gesellschaftspolitischen Verhältnissen in Österreich bzw. in Europa und mit den Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen einen breiten Raum in beiden Gesprächen ein.

8.4.6 Kritik an rassistischen Zuschreibungen, Handlungen und diskriminierenden Strukturen – »They don't care about us«²⁹

Farzan ist gegenwärtig auf der Suche nach einer Wohnung, was sich als nahezu unmögliches Unterfangen herausstellt. Er kommt derzeit bei einem Freund in einem Flüchtlingsheim unter. Die Schwierigkeiten, die mit seiner Wohnungssuche verbunden sind, führt Farzan unter anderem auf die diskriminierenden Strukturen in Europa im Allgemeinen und in Österreich im Speziellen zurück, die ihm als rassifizierten »Anderen« keinen gleichberechtigten Zugang zu gesellschaftlich relevanten Ressourcen und Strukturen ermöglichen. Für Menschen, die geflohen sind, gelten andere Regeln, so Farzan. Die Selbstpositionierung als »Flüchtling« wird in seinen Erzählungen dann relevant, wenn er aus dieser Position heraus die stigmatisierenden Zuschreibungen kritisiert, mit denen er konfrontiert ist. Mit der Annahme der Fremdpositionierung als »Flüchtling« wird es Farzan möglich, die diskriminierenden Praktiken und Strukturen anzuklagen und dadurch gleichzeitig aus der Rolle des passiven, stummen Leidenden herauszutreten. Er verweist dabei unter anderem auf die Diskrepanz zwischen der Selbsterzählung Europas als Hort der Menschenrechte und der tatsächlichen Lebensrealität, mit der Menschen, die als »Andere« definiert werden, in Europa konfrontiert sind: »Sometimes I can't believe we are living in Europe. Where are the human rights for refugees? Those rights they always talk about and think they are better than any other country.« (Farzan I: 6) Er kritisiert die globale Arbeitsteilung, die FluchtMigrierende innerhalb Europas zu ausbeutbaren Objekten degradiert, und die dazu in Widerspruch stehende Rede von Europa als Wertegemeinschaft, die sich Gerechtigkeit und Gleichheit auf die Fahnen schreibt: »They want us for working and being low. [...] Not being a boss or being the president or being a lawyer. [...] And this is not equality. They always call it like that. We are all equal but this is not equality. That is exploitation.« (Farzan II: 16).

Dieser europäischen Metaerzählung setzt Farzan die Erfahrungen entgegen, die er in Österreich gemacht hat, und entlarvt die Selbsterzählung Europas als scheinheilige Illusion. Um seine Argumentation zu untermauern, zieht er als Beispiel das Arbeitsverbot für Menschen im Asylverfahren heran. Dass sie während eines laufenden Verfahrens gemeinnützige Arbeiten verrichten und dafür 3 Euro pro Stunde verdienen dürfen, ist für Farzan nichts

29 Farzan I: 14.

anderes als eine moderne Form der Sklaverei, in der die unterschiedliche Inwertsetzung menschlichen Lebens zum Ausdruck kommt:

»They still, they treat people bad. They don't give the permission to work to them. Only like three hours per day for 3 Euros. This is unfair. It's like slavery. And another problem is that the refugees need this and they do it. Because of the money, and they think: ›Okay, this is good for themselves and it's enough for them. This is what they deserve.« [...] It's slavery. Modern slavery.« (Farzan I: 13f.)

Darüber hinaus nimmt Farzan direkt Bezug auf den Gefahrendiskurs, mit dem er und andere FluchtMigrierende generalisierend zu kriminellen »Andere« gemacht werden. Die Gründe für Straftaten, wie etwa das Stehlen von Lebensmitteln, verortet er aufseiten der restriktiven österreichischen Gesetzgebung, die Menschen im Asylverfahren (finanziell) systematisch schlechter stellt und in den Niedriglohnssektor drängt:

»And then they say the refugee do the stealing, do the raping [...]. You did this to them. When you don't have money you have to steal. You go to the shop for groceries, I don't know. You steal meat. I saw this. They steal meat for ... because perhaps it is the last week of the month, you have to wait until the first of the next month. [...] Because they made them like this. [...] And you know basically when you don't have something to do, your brain goes like crazy. You do crazy stuff. You smoke, you go to parties, lots of drinking. Lots of sleeping. And this makes you really ... You know, sometimes I think when the government said: ›We need people. We need refugees.« They need workers. They need some people in low level. They stay in low level. Like okay you have to be there. [...] Then you work with a minimum of money. It's slavery. [...] We are not very important to them. They don't care about us.« (Farzan I: 13f.)

Einen Grund für die ungleiche Behandlung von geflüchteten Menschen im Gegensatz zu Menschen mit österreichischem bzw. europäischem Pass sieht Farzan in der medialen Konstruktion der Figur des »kriminellen Flüchtlings«. Um diesem machtvollen Bild etwas entgegenzusetzen, dreht er gemeinsam mit einigen Freunden kurze Videos, in denen sie Einblicke in ihren Alltag im Flüchtlingsheim geben: »So to show, we are like this. We know things. If I can't talk with you, it doesn't mean I don't understand or I am stupid or something like this. You just have to listen. That is what we try to show with the films we make.« (Farzan I: 15).

Im jahrelangen Überlebenskampf hat sich bei Farzan ein gewisser Gewöhnungseffekt in Bezug auf schwierige Situationen und gesellschaftliche Barrieren eingestellt. Er kennt es nicht anders, als tagtäglich mit Widerständen unterschiedlicher Art konfrontiert zu sein und damit einen Umgang zu finden:

»Getting used to things, to bad things. This is practice, practice every day. And this is becoming me. If like somebody get a diet and every day he gets use to eat less. After one month you even cannot eat. If you had lots of food in front of you, you are not able. You don't like it and don't want it. [...] [W]hat I am doing, it can help me. [...] I think I am really a strong person. [...] I really need to do every day ... every day go better. I am nothing now. But I am going better. Because I will not give up, even if Austrian or European people don't want me to be here. It is their problem not mine.« (Farzan II: 18f.)

Dass sich Farzan an seine prekäre Situation gewöhnt hat, heißt allerdings nicht, dass er sie lediglich passiv hinnimmt. Vielmehr geht es ihm darum, seine Lebenssituation in Österreich weiter zu stabilisieren. »I accept it with the big Aber. This is out of my power. But what can I do? I can be a healthy guy, in my mind and mental and in my body, everything.« (Farzan I: 18) Die gegenwärtige Akzeptanz seiner Situation in Österreich, die eben auch durch Rassismus- und Diskriminierungserfahrungen geprägt ist, versteht Farzan gewissermaßen als Akzeptanz auf Zeit – bis er sich von den vergangenen Strapazen erholt hat. Er plant, das Schreiben wieder aufzunehmen und sich kritisch mit der Situation von geflüchteten Menschen in Österreich auseinanderzusetzen.

»Life is life. I see worse things than this and I know how people live. Some have it much more worse than this. Much more worse situation. I am good. I think I am not under the water, you know. But now I need to calm down a little bit. But I will start writing again in future. Write critical about the situation for refugees in Austria. But not right now. I am tired of fighting.« (Farzan I: 17)

8.5 Alina³⁰ – »Ich fühle das selber, dass ich eine starke Frau bin«³¹

8.5.1 Kurzportrait

Alina lebt bis 2015 in Luhansk in der Ukraine. Sie wächst gemeinsam mit ihrem Bruder auf. Beide sind frühzeitig auf sich allein gestellt, weil die Eltern aufgrund ihrer Arbeit selten zu Hause sind. Nach ihrem Schulabschluss, den sie als Klassenbeste absolviert, studiert Alina Betriebswirtschaftslehre an der Universität und arbeitet anschließend als Buchhalterin. Ihr Mann, der Vater ihres 2010 geborenen gemeinsamen Sohnes, ist als Offizier für den ukrainischen Sicherheitsdienst (SBU³²) tätig und leitet dort die Antiterrorabteilung. Mit dem Ausbruch des Krieges 2014 gerät die Familie erstmals ins Visier der ukrainischen Behörden, weil sie ihre Fluchtmigration nach Moskau plant. Um nicht zu viel Aufmerksamkeit zu erregen, reisen Alina und ihr Sohn zunächst allein nach Russland, wo sie bei ihrer Mutter unterkommen. Als ihr Mann zwei Tage später versucht, die Grenze zu passieren, wird er von ukrainischen Sicherheitsbeamten festgenommen und gefoltert. Erstirbt an den körperlichen Verletzungen, die er in Haft erleidet.

Kurze Zeit später kehrt Alina zurück nach Luhansk und beginnt, Recherchen zu den Umständen des Todes ihres Mannes anzustellen. Erneut macht ihr der ukrainische Sicherheitsdienst deutlich, dass sie nach ihr suchen und sie und ihren Sohn töten wollen. Als sich auch der russische Geheimdienst

30 Mit Alina wurden zwei Gespräche geführt. Das erste Gespräch fand am 03.08.2018 statt. Das zweite Gespräch folgte am 14.05.2019. Der Grund für das zweite Treffen waren Unklarheiten über Zusammenhänge des Erzählten, die bei der Transkription auftauchten. Im Folgenden werden Auszüge aus den Gesprächen mit »Alina I« und »Alina II« kenntlich gemacht.

31 Alina II: 9.

32 Der SBU (Sluschna bespeky Ukrainy) ist der Inlandsgeheimdienst in der Ukraine und eine direkte Nachfolgerorganisation des KGB (Komitee für Staatssicherheit). Menschenrechtsorganisationen berichten über mehrfache willkürliche Inhaftierungen und Folter durch den SBU seit dem Ausbruch des Krieges (vgl. Amnesty International 2018; UNHCR 2014). Ermittlungen gegen diese geheimen Inhaftierungen durch den Obersten Militärstaatsanwalt waren wirkungslos (vgl. Amnesty International 2018). Der SBU arbeitet mit Einschüchterung und Drohungen, um gezielt Menschen, die als »Bedrohung der nationalen Interessen der Ukraine« identifiziert werden, zu eliminieren.

bei ihr meldet, um durch sie an Informationen über wichtige Interna der Arbeit ihres Mannes zu gelangen, entschließt sich Alina 2015, mit ihrem Sohn nach Österreich zu migrieren. Ihr Asylantrag wurde in erster Instanz negativ entschieden. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs wartet aktuell auf ihr zweites behördliches Interview und lebt gemeinsam mit ihrem inzwischen achtjährigen Sohn in einer Unterkunft für FluchtMigrierende in Tirol.

8.5.2 Ländervignette: Ukraine – ein vergessener Krieg

Die jüngste Geschichte der Ukraine³³ ist geprägt durch einen bis heute andauernden bewaffneten Konflikt zwischen unterschiedlichen ukrainischen und russischen AkteurInnen. Bei der gewaltsam niedergeschlagenen Euromajdan-Protestbewegung, die sich 2014 nach dem Scheitern des Assoziierungsabkommens mit der EU gebildet hatte, trat der Konflikt zwischen Russland- und EU-nahen Gruppen offen zutage. Der Präsident Wiktor Janukowytsch, gegen dessen Regierung sich die Bewegung auch richtete, floh unter diesem Druck nach Russland. Teile des Assoziierungsabkommens

-
- 33 Seit Dezember 1991 – das Jahr des Zusammenbruchs der Sowjetunion – gibt es den unabhängigen ukrainischen Staat. Mit Russland bestand seit 1997 ein Freundschaftsabkommen, in dem die beiden Staaten einander ihre territoriale Integrität garantierten (vgl. Kappeler 2015). Seit 1994 fokussiert die ukrainische Regierung eine Politik der Annäherung an die westlichen Staaten, beginnend mit einem Partnerschaftsabkommen mit der EU (1994) und der Aufnahme in den Europarat 1995 (vgl. ebd.). Der erste Präsident, Leonid Krawtschuk (1991-1994), galt als Vertreter der nationalen Interessen der Ukraine. Sein Nachfolger, der Industriemanager Leonid Kutschma (1994-2004), versuchte, das Verhältnis zu Russland zu verbessern. Das Bestreben seiner Politik war es, einen gleich großen Abstand sowohl zu Russland als auch zur EU zu etablieren (vgl. ebd.). In seiner zweiten Amtsperiode regierte Kutschma zusehends autoritärer und löste eine oppositionelle Bewegung aus, die sich aus einem breiten Zweckbündnis unterschiedlicher Parteien zusammensetzte. Der von Kutschma favorisierte Nachfolger Wiktor Janukowytsch wurde von russischer Seite unterstützt. Der Gegenkandidat Wiktor Juschtschenko hingegen stand für eine weitere Annäherung an die westlichen Staaten und eine Fokussierung auf Demokratisierungsprozesse (vgl. ebd.). Im September 2004 wurde Juschtschenko Opfer eines Giftanschlages, den er knapp überlebte. Die Stichwahl am 21.11.2004 konnte Janukowytsch zunächst für sich entscheiden, allerdings waren die Resultate gefälscht. Daraufhin strömten Hunderttausende auf den Kiewer Unabhängigkeitsplatz, den Majdan (»Orange Revolution«). Unter dem Druck der Bevölkerung wurde die Wahl wiederholt und Juschtschenko konnte im zweiten Wahldurchgang die meisten Stimmen holen. 2010 kam es zu einem Regierungswechsel und Janukowytsch wurde zum Präsidenten gewählt. Er konnte seine Macht schnell ausbauen, indem er demokratische Rechte beschnitt und seine politischen GegnerInnen inhaftieren ließ (vgl. ebd.). Janukowytsch setzte sowohl auf eine Verbesserung des Verhältnisses zu Russland als auch auf eine weitere Annäherung an die EU. Als das nach langen Verhandlungen paraphierte Assoziierungsabkommen mit der EU auf Druck der russischen Regierung doch nicht unterzeichnet wurde, kam es zu Massenprotesten, die als »Euromajdan« bezeichnet werden. Die Bewegung richtete sich auch gegen die autoritäre Janukowytsch-Regierung und wurde auf Anweisung der Staatsmacht gewaltsam bekämpft.

wurden am 21. März 2014 unter dem Übergangspräsidenten Oleksandr Turtschynow unterzeichnet.

Die zivilgesellschaftlichen Proteste und die Unterzeichnung des Abkommens wurden seitens der russischen Regierung scharf kritisiert. Wladimir Wladimirowitsch Putin »bezeichnete den Machtwechsel in Kiew als »Staatsstreich einer faschistischen Junta« und als gegen Russland gerichtetes Komplott des Westens« (Kappeler 2015: 19). Unter dem Vorwand, die russische Bevölkerung in der Ukraine vor der Unterdrückung durch die neue Kiewer Regierung zu schützen, kam es zu einer bewaffneten Intervention Russlands. »Mit der Annexion der Krim im Februar 2014 brach die russische Regierung das Völkerrecht und mehrere bilaterale und multilaterale Abkommen, in denen sie die territoriale Integrität der Ukraine anerkannt hatte« (ebd.: 20). Die militärische Intervention griff kurze Zeit später auch auf die Ostukraine über und die russische Regierung unterstützte mit Kriegsgerät, kleineren militärischen Verbänden und einzelnen Offizieren separatistische Milizen im Donezbecken.³⁴ Im Gegensatz zur Krim eskalierte der Konflikt im Donbas zu einem Bürgerkrieg, der allein bis Ende September 2014 rund 3600 Menschen das Leben kostete (vgl. Ehrhart 2014).

Aus einem Bericht des UNHCR zur Lage in der Ukraine geht hervor, dass es in den Grenzregionen Luhansk und Donezk mehrfach zu willkürlichen Angriffen auf die Zivilbevölkerung gekommen ist (vgl. UNHCR 2014). Beide Seiten verstoßen immer wieder gegen das Kriegsrecht (vgl. Amnesty International 2015a). Amnesty International berichtet von Entführungen, Folter und Tötungen, die sowohl von ukrainischer als auch von russischer Seite ausgehen. Seit dem Ausbruch des Krieges herrscht in den betroffenen Regionen ein weitgehend straf- und rechtsfreier Raum (vgl. ebd.). Trotz des Waffenstillstandsabkommens, das 2015 geschlossen wurde, halten die Gefechte zwischen Separatisten und ukrainischen Regierungskräften im Osten der Ukraine bis heute an (vgl. Amnesty International 2018). Seit dem Ausbruch des Krieges sind laut Angaben der UNO von Mitte April 2014 bis Mitte August 2017 10.225 Personen getötet worden, darunter 2505 Zivilpersonen (vgl. ebd.).

34 Das Donezbecken (Donbas) ist ein großes Steinkohle- und Industriegebiet beidseits der russisch-ukrainischen Grenze. Auf ukrainischer Seite gehören der nördliche und mittlere Teil der Oblast Donezk, der südliche Teil der Oblast Luhansk und der äußerste Osten der Oblast Dnipropetrowsk zum Donbas.

8.5.3 Die Zeit vor der FluchtMigration – der Kampf für Gerechtigkeit und Aufklärung

In Alinas Erzählungen nehmen der Mord an ihrem Mann und ihr unermüdlicher Kampf, die Umstände dieses Mordes aufzuklären – auch um die Auseinandersetzung damit abschließen zu können –, den größten Raum ein.

Ihr Mann arbeitet für den ukrainischen Geheimdienst (SBU), wo er bis 2014 die Antiterrorabteilung leitet. Über seine Arbeit sprechen er und Alina kaum, weil die Abläufe des SBU vollständig geheim gehalten werden müssen. Als 2014 der Krieg ausbricht und sich die Situation in Luhansk zuspitzt, möchte ihr Mann seine Stelle kündigen, der Chef des SBU in Luhansk verweigert ihm dies jedoch. Die Behörde zieht aufgrund der Kampfhandlungen in Luhansk in eine andere Region, die auf russischem Territorium liegt. Auch die Familie übersiedelt dorthin. Nach mehreren Gesprächen, auch mit anderen Familienmitgliedern und Bekannten, entscheiden Alina und ihr Mann nun jedoch, zu Alinas Schwester zu reisen, die gemeinsam mit ihrer Tante in Moskau lebt. Da sie wissen, dass die Entscheidung zur FluchtMigration nach Moskau als Verrat an der ukrainischen Regierung und dem SBU gewertet wird, müssen die beiden ihren Plan weitgehend geheim halten. Entgegen dem Rat der an der Grenze patrouillierenden Beamten fahren sie zu ihrer Wohnung, die in Luhansk und damit mitten im Kriegsgebiet liegt, um ihre Sachen zu holen. Die Stadt gleicht einer Geisterstadt. Nach drei Tagen macht sich Alina allein mit ihrem Sohn nach Moskau auf. Um nicht zu sehr aufzufallen, bleibt ihr Mann noch und plant, kurze Zeit später mit dem Auto nachzukommen:

»Das war das letzte Mal, das wir uns gesehen haben. Wir sind mit dem Zug gefahren. Mein Sohn war traurig. Ich weiß es nicht. Ich glaube, dass Kinder so etwas fühlen und spüren. Er hat gemerkt, dass es der letzte Tag ist. Davor hat [Denys] nie geweint, wenn wir zu meiner Familie gefahren sind oder mein Mann die ganze Woche gearbeitet hat. Das war nie ein Problem. Aber in diesem Moment hat er sehr laut geweint und nicht mehr aufgehört. Er hat ihn festgehalten und nicht mehr losgelassen. Mein Mann hat auch geweint und ich auch. Ich habe es nicht ganz verstanden, was da jetzt passiert. Wir sind nach Moskau gefahren. Dann waren wir in Moskau für drei Wochen, als dieser schreckliche Tag war.« (Alina I: 3)

Bei dem Versuch, die Grenze zu passieren, wird Alinas Mann von ukrainischen Beamten festgenommen und zurück nach Luhansk gebracht. Dort wird

er im Keller des besetzten Rathauses gefoltert und misshandelt. Kurz darauf stirbt er an den massiven Kopfverletzungen, die er durch die Schläge erlitten hat. Zu diesem Zeitpunkt hofft Alina immer noch, dass er lediglich in Gefangenschaft genommen worden ist. Verzweifelt versucht sie, ihn über sein Handy zu kontaktieren. Schließlich hebt ein Mann ab, der ihr erklärt, dass ihr Mann festgenommen worden sei:

»Ich habe das Militär gebeten, dass sie meinen Mann frei lassen. Er war ruhig. Diese Leute sind ruhig und kalt. Denen ist wirklich alles egal, also auch Familie. Wirklich alles. Und ich dachte, dass sie ihn nur festhalten im Keller oder so. Ich bin dann also zurück in meine Stadt drei Tage später. Danach habe ich begonnen, ihn zu suchen.« (Alina I: 4)

Alina sucht zunächst in der Region, in der ihr Mann zuletzt gearbeitet hatte, nach ihm. Auf eigene Faust durchkämmt sie das gesamte Waldgebiet. Immer wieder explodieren Bomben und Minen nicht weit von ihr. Die Hoffnung, dass ihr Mann noch am Leben ist, treibt sie an. Schließlich kehrt sie nach Luhansk zurück, um dort nach Unterstützung bei der Suche nach ihrem Mann zu fragen. Sie sucht in Gefängnissen und Kellern, wo sie auf viele Menschen trifft, die sie kennt und die dort festgehalten werden: »Ich habe meine eigene Untersuchung angestellt. Es war sehr gefährlich für mich. Aber ich hatte keine Angst. Ich wollte ihn nur finden. Ich bin überall hingefahren und habe ihn gesucht. Insgesamt zwei Monate.« (Alina I: 5).

Neben ihrer Suche organisiert Alina ein Team aus freiwilligen HelferInnen, das die Menschen vor Ort mit Lebensmitteln und Geld unterstützt. Gemeinsam koordinieren sie die Aufteilung der Hilfslieferungen aus Russland, organisieren Unterkünfte für Menschen, die durch die Bombardements ihre Häuser verloren haben, und leisten psychosoziale Arbeit für die verzweifelte Bevölkerung in Luhansk. Alina selbst kann sich in dieser Zeit nur selten etwas zu essen leisten und wiegt am Ende nur noch 48 Kilogramm bei einer Körpergröße von ca. 1,72 Meter. Aber der Zusammenhalt der ehrenamtlichen HelferInnen und die Dankbarkeit der lokalen Bevölkerung geben ihr die Kraft, um weiterzumachen. Zudem verhilft ihr ein Bekannter zu einem Job bei der Stadtverwaltung³⁵, wodurch Alina Zugriff auf eine Vielzahl an geheimen Dokumenten, wie etwa Strafakten, erhält. Auch hier versucht Alina

35 Die Stadtverwaltung in Luhansk wurde zu diesem Zeitpunkt von einem Bürgermeister geleitet, der von russischer Seite eingesetzt worden war.

nun, an Informationen über das Verschwinden ihres Mannes zu gelangen, allerdings ohne Erfolg. Der einzige Ort, an dem sie zu diesem Zeitpunkt noch nicht nach ihrem Mann gesucht hat, ist die Leichenhalle des Krankenhauses – zu groß ist ihre Hoffnung, ihren Mann lebend wiederzufinden.

Erst nach zwei Monaten kontaktiert sie einen Pathologen der Klinik. Gemeinsam mit ihm geht sie die Kartei der zahllosen Leichen durch, die seit Ausbruch des Krieges eingeliefert wurden. Auf einem Bild erkennt sie ihren Mann, dessen Gesicht nahezu vollständig zerstört war. Da die Kühlungen ausgefallen sind, weil es kaum mehr Strom gibt, war er in einem Grab zusammen mit 16 anderen Leichen begraben worden. Da Alina ihren Mann selbst beerdigen möchte, versucht sie, ihn zu exhumieren, und hebt gemeinsam mit einem Bekannten drei Massengräber aus: »Aber ich habe ihn nicht gefunden. Vielleicht ist auch jemand gekommen und hat die Leiche mitgenommen, damit sie es vertuschen können und keiner rausfindet, wer ihn umgebracht hat.« (Alina I: 6) Sobald ihr klar ist, dass ihr Mann tot ist, beginnt Alina, trotz der massiven Gefahren, die damit verbunden sind, für die Aufklärung des Mordes an ihrem Mann zu kämpfen:

»Ich denke, man muss diese Leute bestrafen. Man muss diese Leute daran hindern, dass sie weitermachen. Sie müssen ins Gefängnis oder man muss sie töten. Mir ist das egal. Sie haben meinen Mann getötet und für was? Für was? Er hat niemanden beleidigt. Er hat gearbeitet, er hat alles gemacht und viel Zeit investiert. Für was? Ich möchte diese Leute fragen und man muss sie bestrafen. Ich will Gerechtigkeit für meinen Mann, damit ich wieder ruhig schlafen kann. Er darf nicht umsonst gestorben sein. Auch die Menschen in Europa müssen wissen, was in der Ukraine passiert.« (Alina I: 8)

Der Fall wird als Kriminalfall dokumentiert, allerdings ist die Infrastruktur in Luhansk zu diesem Zeitpunkt bereits nahezu vollständig zusammengebrochen. Dennoch zeigt Alina den Mord an ihrem Mann an und verfasst eine Vielzahl an Beschwerden gegen unterschiedliche Behörden, die immer wieder versuchen, sie an den Recherchen zu hindern. Nach kurzer Zeit wird sie per SMS seitens des ukrainischen Sicherheitsdienstes bedroht. Um ihre Situation zu erklären, kommt Alina der Forderung des ukrainischen Sicherheitsdienstes nach und fährt nach Kiew, wo sie zwei Beamte des SBU zwingen, ein Papier zu unterschreiben, das ihr die Ausreise aus der Ukraine verbietet. Außerdem wollen die Beamten alle Informationen, die sie während ihrer Arbeit in der Stadtverwaltung gesammelt hat. Sie bittet um eine zweiwöchige Bedenkzeit, die ihr gewährt wird. Daraufhin beginnt Alina auf Anraten

eines Bekannten, ihre FluchtMigration nach Österreich zu planen. Die Entscheidung zur FluchtMigration, so Alina, galt dem Überleben ihres Sohnes. Sie selbst hätte alles in Kauf genommen, um den Mord an ihrem Mann vollständig aufzuklären.

Ihre Mutter bringt ihren Sohn nach Luhansk und Alina flieht zunächst in die Westukraine zu Verwandten. Nach zwei Wochen organisiert sie über Kontakte einen Mann, der sie schließlich nach Wien bringt, wo bereits enge Bekannte der Familie leben.

8.5.4 Beziehungen und soziale Kontakte als Stabilisierungsfaktor

Im Vordergrund ihrer Alltagsbewältigung im Rahmen der restriktiven Bedingungen, mit denen Alina konfrontiert ist, steht die Beziehung zu ihrem Sohn, der zum Zeitpunkt des Interviews acht Jahre alt ist. Besonders schwierig sind für Alina die Wohnverhältnisse, denen sie und ihr Sohn gegenwärtig ausgesetzt sind: Seit fast vier Jahren haben die beiden kein eigenes Zimmer und müssen gemeinsam mit anderen BewohnerInnen der Unterkunft auf engstem Raum zusammenleben.

Alina beschreibt sich selbst als gebrochene Frau. Das bisher Erlebte und ihre jetzige Situation, die sie in die Position des Wartens drängt, setzen ihr merklich zu – sowohl psychisch als auch physisch. Immer wieder holen sie Erinnerungen ein. Es ist aber gerade auch die unsichere Zukunft in Österreich, die es ihr nahezu verunmöglicht, den Mord an ihrem Mann und ihre FluchtMigration zu verarbeiten. Ihre Lebenszeit, so Alina, ziehe an ihr vorbei:

»Aber ich denke, dass ich nicht mehr jung bin. [...] Ich bin jetzt 40 Jahre und ich kann diese Zeit eigentlich nicht verlieren. Ich muss noch arbeiten und etwas machen. Und das ist jetzt, mit was ich kämpfe. [...] Mit meinen Gedanken. Und außerdem habe ich noch ein Kind. Und ich darf nicht zu viel über mich nachdenken, weil ich über mein Kind denken muss. Ich denke manchmal, warum ich noch lebe und normal bin. Ich hätte verrückt werden können auch wegen jetzt.« (Alina II: 2)

Trotz aller Einschränkungen, Ängste und Probleme, die mit ihrem Aufenthaltsstatus in Österreich verbunden sind, erscheint ihr die jetzige Situation im Vergleich zu einem Leben in der Ukraine angenehmer, vor allem für ihren Sohn:

»Ich denke, für meinen Sohn ist es hier viel besser. Es ist nicht wie in der Ukraine gefährlich für ihn. [...] Für ihn ist es hier ruhig. Und er fühlt sich selber hier auch sehr gut. Sehr normal. Er hat hier gute Freunde. Und er trifft nicht diese bösen, schlechten Leute, die in meiner Region sind. Dort gibt es viel Blut, und ich will nicht, dass er so ein Leben hat wie ich. Für ihn ist es normal. Nur wegen meinem Sohn. Wenn ich allein hier wäre, nein. Ich hätte nicht erwartet. Das muss ich mir auch immer wieder sagen, damit ich nicht durchdrehe.« (Alina II: 6)

Ihr ungebrochener Wille, ihrem Sohn ein Leben in Sicherheit zu ermöglichen, macht die prekäre Situation für Alina erträglicher und gibt ihr immer wieder Kraft. Neben der engen Bindung zu ihrem Sohn verfügt Alina über ein breites soziales Netzwerk und pflegt auch weiterhin eine intensive Beziehung zu ihrer Familie sowie zu ihren FreundInnen und Bekannten. Gerade vor dem Hintergrund, dass sie seit dem Tod ihres Mannes auf sich allein gestellt ist, wird deutlich, wie zentral dieses Netzwerk für sie ist. In Tagen der Verzweiflung greift Alina gezielt auf ihr soziales Umfeld zurück und schafft es so, sich selbst immer wieder so weit zu stabilisieren, dass sie ihren Kampf für ein Leben in Sicherheit fortsetzen kann. Die Gespräche mit ihren FreundInnen und Bekannten, die ebenfalls die Erfahrung der FluchtMigration gemacht haben, geben Alina das Gefühl, nicht allein zu sein. Es ist vor allem der heilsame Austausch über ähnlich gelagerte Erfahrungen, Probleme und Sorgen, die die Situation für Alina erträglicher machen.

In Bezug auf ihre gegenwärtige Lebenssituation in Österreich unterscheidet Alina zwischen einer Welt draußen – außerhalb der Unterbringungseinrichtung – und einer Welt drinnen, die sie als Gefängnis definiert. Das Gefühl der Gefangenschaft ergibt sich primär aus der restriktiven österreichischen Asylgesetzgebung, die es ihr weder erlaubt, sich länger als drei Tage außerhalb des Heimes aufzuhalten, noch einer Arbeit nachzugehen. Dadurch fühlt sie sich in die passive Position des Wartens gedrängt. Um diese für sie unerträgliche Situation zu durchbrechen, verrichtet sie trotz der schlechten Bezahlung von 3 Euro pro Stunde gemeinnützige Arbeiten für die Gemeinde, in der sie lebt. Dabei steht nicht der Zuverdienst im Vordergrund, sondern die Ablenkung von quälenden Gedankenschleifen, die sie durch Aktivität zumindest kurzfristig durchbrechen kann.

Alina ist es wichtig, die sozialen Kontakte zu Bekannten außerhalb des Heimes regelmäßig zu pflegen. Dadurch schafft sie es, sich ein Stück weit

Normalität zurück zu erkämpfen und sich gezielt Möglichkeiten zum »Durchatmen« zu schaffen, um immer wieder erneut Kraft zu schöpfen:

»Draußen ist alles in Ordnung. Das ist ein bisschen wie ein normales Leben. Das muss ich machen, um mich von drinnen zu erholen. Zum Beispiel, wenn ich meine Freunde besuche. Das sind auch Freunde der Familie, also, ich habe viel Bekannte. [...] Und das hilft ein bisschen. Meine Seele ist dann ein bisschen leichter gewesen.« (Alina II: 3f.)

Hier wird deutlich, dass Alina in ihrem Netzwerk einen psychosozial stabilisierenden Faktor erkennt. Darüber hinaus hält sie unter anderem auch Kontakt zu einer Familie, die über Beziehungen zu lokalen PolitikerInnen verfügt. Da diese Familie ihre Geschichte kennt, hat sie Alina zugesichert, im Falle eines negativen Ausgangs ihres Asylverfahrens mit den zuständigen Regierungsmitgliedern zu sprechen, um einer drohenden Abschiebung etwas entgegenzusetzen. Dadurch fühlt sich Alina trotz ihrer gegenwärtig unsicheren Lebenssituation ein Stück weit beruhigt. Das soziale Netzwerk, das Alina sich in Österreich aufgebaut hat, muss als zentrale Ressource verstanden werden, auf die sie bei Bedarf zurückgreifen kann.

8.5.5 Bildung als Schlüssel für ein »gutes« Leben – »Bildung ist das Wichtigste im Leben. Das kann einem keiner wegnehmen«³⁶

In den Gesprächen betont Alina, dass sie und ihr Mann über Hochschuldiplome verfügen. Sie hat einen Abschluss in Betriebswirtschaftslehre und Management und ihr Mann hatte drei Diplome, eines in Wirtschaft, eines in Ingenieurwesen und eines in Jura. Bildung gilt für Alina als Basis für ein »gutes« Leben, also ein Leben, wie sie es vor dem Ausbruch des Krieges und ihrer Flucht/Migration in der Ukraine geführt hat: »Ich hatte eine Wohnung und gute Konditionen. Ich hatte eine gute Arbeit, einen guten Lohn. Alles, alles war gut. Mein Leben war ein gutes Leben. Ich bin gereist, wohin ich wollte.« (Alina II: 4) Ihr Ziel ist, sich in dieses alte Leben an einem neuen Ort zurück zu kämpfen. Den Schlüssel hierfür sieht sie in der formalen Bildung. Alina möchte sich ihr Diplom anerkennen lassen, um nach dem Abschluss ihres Asylverfahrens, das in diesem Szenario positiv ausgeht, wieder in ihrem Beruf als Buchhalterin Arbeit zu finden. Auch in Bezug auf ihren Sohn

36 Alina II: 1.

hat Alina ganz konkrete Vorstellungen; dessen Schulbildung versteht sie als Grundstein für seine spätere berufliche Karriere:

»Und ich sage jetzt zu meinem Sohn: ›Du musst gut lernen, weil dein Beruf wird dann auch gut und dein Lohn und dein Leben auch. Du musst eine gute Arbeit haben.« [...] Und ich sage ihm, wenn er Ingenieur werden will oder etwas mit Technik machen möchte oder im Krankenhaus. [...] Oder Arzt zum Beispiel. [...] Nicht Fahrer oder putzen oder so. [...] Das ist wichtig für dein Leben und deine Zukunft und so. Das ist Respekt. Wir wissen alle, dass wir Respekt haben vor diesem Beruf oder dieser Arbeit, oder? Das ist wichtig.« (Alina II: 8)

Die Dequalifizierungserfahrung, die Alina gegenwärtig macht, möchte sie ihrem Sohn unbedingt ersparen. Die Arbeit, der sie in der Gemeinde nachkommt, definiert sie als eine »nicht normale« Arbeit, was sie primär auf die schlechte Bezahlung zurückführt. Allerdings interpretiert sie ihre Tätigkeit als Mittel zum Zweck, um sich vom stupiden Alltag des Wartens abzulenken. Im Vordergrund steht folglich nicht der finanzielle Aspekt, sondern vielmehr die Bedeutung der Arbeit als Form einer aktiven Beschäftigung.

Bildung ist für Alina aber nicht nur eine Strategie, um wieder ein »gutes« Leben führen zu können, es ist auch ein Gut, das ihr niemand wegnehmen kann. »Ich habe sehr gute Noten geschrieben und viel gelernt. Bildung ist das Wichtigste im Leben. Das kann einem keiner wegnehmen.« (Alina II: 1) Die Erfahrung, alles verloren zu haben (materiell und immateriell) und in Österreich bei Null anfangen zu müssen, belastet Alina sehr. Hinzu kommt die wie ein Damoklesschwert über ihr schwebende Möglichkeit, einen zweiten negativen Bescheid zu erhalten und durch eine Abschiebung erneut alles zu verlieren. Die einzige Sicherheit für sich und ihr Kind sieht Alina darin, die formalen Bildungswege voranzubringen. In ihrem Fall geht es primär darum, ihr Diplom anerkennen zulassen sowie ihre Deutschkenntnisse weiter auszubauen; im Fall ihres Sohnes ist es zunächst von Bedeutung, dafür zu sorgen, dass er gute Schulleistungen erbringt. Für Alina ist die Investition in Bildung aber auch daher ein zentrales Anliegen, weil es für sie das Einzige ist, das unabhängig vom Ausgang des Asylverfahrens für sie und ihren Sohn wichtig ist:

»Ich weiß nicht, was ich weiter machen soll. Ich denke, wenn ich hier bleibe, dann werde ich arbeiten und weiter Deutsch lernen. Mein Sohn soll hier auch lernen und studieren. Wenn die entscheiden, ich weiß nicht ... ich will nicht

zurück. Ich weiß nicht. Ich stehe vor einem großen Loch. Aber ich weiß, dass Bildung so oder so wichtig ist. Selbst wenn sie uns abschieben und uns alles nehmen, die Bildung können sie uns nicht wegnehmen.« (Alina I: 12)

Die Akkumulation von kulturellem Kapital wird für Alina so zu einer *Ermächtigungsstrategie*, mit der sie dem allumfassenden Zugriff auf ihre Person, mit dem sie sowohl in der Ukraine als auch in Österreich konfrontiert ist, etwas entgegensetzen kann. Damit schafft sie es, das »Loch«, vor dem sie steht, ein Stück weit zu füllen und sich trotz der unsicheren Zukunft, die gerade auch ihr Kind betrifft, einen Möglichkeitsraum zu schaffen, auf den kein anderer Zugriff hat.

Gleichzeitig dient ihr das Ziel, dass ihr Sohn einmal einen gesellschaftlich anerkannten Beruf ausüben wird, als Motor und Orientierungspunkt:

»Also, ich muss das schaffen. Ich muss noch etwas arbeiten. Also, ich arbeite in einer nicht normalen Arbeit jetzt. Weil ich habe ein Diplom und ich muss das hier anerkennen lassen. Und weiterarbeiten und etwas finden, also eine normale Arbeit. Ich muss meinen Sohn erziehen, und der soll auch studieren, das ist mein Ziel, auf das ich jeden Tag hinarbeiten muss, ob ich will oder nicht.« (Alina II: 3)

8.5.6 Umgang mit stigmatisierenden Generalisierungen – »Aber auch in Österreich ist es die Situation, die sagt, dass ich Flüchtling bin«³⁷

Alina nimmt in den Gesprächen Bezug auf die Zuschreibungen, die mit der Kategorisierung ihrer Person als »Flüchtling« verbunden sind, und positioniert sich entschieden außerhalb dieser: »Ich möchte diesen Asylstatus nicht haben. Ich möchte einfach nur mein Dokument und mein Leben leben.« (Alina I: 17) Dass sie den Asylstatus ablehnt, bedeutet nicht, dass sie den damit verbundenen rechtmäßigen Aufenthaltsstatus nicht haben will. Hier sind vielmehr die gesellschaftlichen, politischen und medialen Stigmatisierungen angesprochen, die damit verbunden sind. Alinas Kritik an diesen bezieht sich primär auf die Konstruktion der Flüchtlingsfigur als Opfer. Dem Narrativ des armen, ungebildeten Flüchtlings, mit dem sie sich gerade als Frau konfrontiert sieht, setzt sie ihre eigene Bildungsbiographie entgegen und bricht damit die homogenisierenden und generalisierenden Zuschreibungen auf:

37 Alina II: 13.

»Ja, aber sie denken so über Flüchtlinge. Dass sie wie Müll sind. Und sie sind alle gleich. Und sie sind alle arm und sie haben alle kein Geld. Und sie haben kein Dach. Das ist ... und sie haben keine Bildung [lacht]. Sie denken so. Aber ich will sagen, dass ich Leute kenne, die nicht Flüchtlinge sind, und die haben keine Bildung. Nur der Mann zum Beispiel. Ich möchte sagen, dass ich in der Schule, einer französischen Schule, einer internationalen Schule, war. Ich habe auch in Frankreich studiert und dort, dort, dort. Und bei anderen Menschen ist das auch so. Andere Flüchtlinge haben auch Bildung und ich habe auch Bildung. Ich habe ein Diplom und dann sagen die so was. Ich habe 15 Jahre gearbeitet. Ich war selbstständig und so viele Sachen habe ich gemacht. Aber jetzt ist es eine andere Situation. Die Situation mit meiner Familie und mit meinem Mann. Das ist bei anderen Leuten auch so. Es ist eine schlechte Situation in Somalia. Alle Leute, die fliehen, haben eine schlechte Situation gehabt. Weil sie getötet werden oder ihre Kinder. Das ist der Grund. Aber auch in Österreich ist es die Situation, die sagt, dass ich Flüchtling bin. Das sagen nur dumme Leute. Aber ich höre da nicht zu. In diesem Fall weiß ich das besser. Ich habe Bildung.« (Alina II: 13)

Für Alina ist es die Situation, die einen Menschen dazu bewegt zu fliehen. Während sie in Bezug auf Flucht/Migrationsgründe von Leuten spricht, die fliehen, verwendet sie die Kategorie »Flüchtling« im Kontext der Fremddefinitionen, mit denen sie und andere Menschen im Ankunfts-kontext (Österreich) homogenisiert und stigmatisiert werden. Die Kategorisierung als »Flüchtling« mit allen negativen Attributen (ungebildet, arm etc.), die damit verbunden werden, führt sie unter anderem auf Bildungsdefizite in der Ankunfts-gesellschaft zurück. Durch diese Erklärung wird es ihr möglich, sich in diesem Kontext gewissermaßen als Überlegene zu definieren. So dreht Alina die Argumentation um und verortet das ihr unterstellte Bildungsdefizit auf der Seite jener Menschen, die sie mit den negativen Zuschreibungen konfrontieren.

Alina verfügt über genug Wissen und Bildung, um die Zusammenhänge, die zu diesen diskriminierenden Zuschreibungen führen, zu durchschauen und sie als unzulässige Generalisierungen abzulehnen. Die aus solchen Erfahrungen resultierende Wut lässt sich auch an ihrer Stimmlage und an ihren Gesten erkennen. In der entsprechenden Erzählpassage wird ihre Stimme merklich lauter und sie schlägt mehrfach mit der flachen Hand auf den Tisch. Das zeigt auch, wie stark diese Diskriminierungserfahrungen Alina, trotz ihrer Strategien, damit umzugehen, verletzen. Dennoch zeugt ihr Fazit von

einem Selbstbewusstsein, das aus ihren Erfahrungen und ihrem (Über-)Lebenskampf resultiert: »Ich fühle das selber, dass ich eine starke Frau bin. Ich denke über diese Sachen ... weil eine schwache Frau hätte das vielleicht nicht so lange ausgehalten hier.« (Alina II: 9)

8.6 Barkev – »Offensiver Widerstand«

Barkev lebt seit 2011 in Österreich. Während des Gespräches stehen vor allem zwei Aspekte im Vordergrund: die mit seiner sexuellen Orientierung einhergehenden Diskriminierungserfahrungen, die sich wie ein roter Faden durch sein Leben ziehen; und sein bis heute andauernder Kampf für ein Leben in Freiheit.

Seine Kindheit verbringt Barkev in Armenien. Gemeinsam mit seinen beiden Schwestern wächst er bei seinen Eltern auf. An seine Kindheit hat er überwiegend positive Erinnerungen – bis zu dem Zeitpunkt, als er merkt, dass er sich zu Jungen hingezogen fühlt. Da Homosexualität in Armenien bis 2003 strafrechtlich verfolgt wird, sieht sich Barkev gezwungen, seine Gefühle zu verdrängen und alles daran zu setzen, seine sexuelle Orientierung geheim zu halten. Nach seinem Schulabschluss heiratet er eine Frau und beginnt ein Jurastudium an der Polizeiakademie. Beides definiert Barkev als (Über-)Lebensstrategie, um die Anforderungen des heteronormativen und potenziell strafenden Regimes nach außen hin zu erfüllen. Während er versucht, seine Rolle als liebender Ehemann auszufüllen, geht er eine Beziehung zu einem jungen Mann ein, den er bereits seit einigen Jahren kennt. Kurze Zeit später gerät Barkev ins Visier des nationalen Sicherheitsdienstes. Dennoch ist eine Flucht für ihn bis zu diesem Zeitpunkt keine Option. Erst als seine Situation lebensbedrohlich wird, entscheidet sich Barkev zu fliehen.

Das Ziel seiner Flucht ist Europa. Barkev beschreibt Europa nicht als einen konkreten geographischen Ort, sondern entwirft es als positives Gegenbild zu den repressiven und potenziell tötenden Gegebenheiten in Armenien. Retrospektiv weiß Barkev, dass seine damalige Vorstellung von Europa als Ort der sexuellen Selbstbestimmung, der Toleranz und der Gleichberechtigung eine Illusion ist. Zugleich betont er die Funktion, die diese »Illusion Europa« damals für ihn hatte: Die Hoffnung, in Europa ein besseres Leben führen zu können, gibt ihm die Kraft, die Strapazen der Flucht auf sich zu nehmen. In einer zunächst aussichtslosen Situation wird es Barkev somit möglich, seinen

eigenen Handlungsspielraum zu erweitern, indem er ein positives Zukunftsszenario an einem anderen Ort entwirft.

Versteckt in einem LKW, kommt Barkev nach zweiwöchigem Unterwegssein in Salzburg an und lässt sich dort von einem Taxifahrer in die Erstaufnahmestelle West nach Thalham bringen, wo schließlich auch das Asylverfahren eingeleitet wird. Die zermürbende Zeit des Wartens nutzt Barkev, um selbstständig Deutsch zu lernen. Die dafür notwendigen Materialien beschafft er sich über eine Freundin, die bereits seit längerem in Salzburg lebt und bis heute zu seinen engsten Bezugspersonen zählt. Nach fünf Monaten erhält Barkev einen positiven Bescheid und zieht nach Innsbruck, wo bereits zwei Freunde leben, die er zuvor in der Unterbringung für Geflüchtete kennengelernt hat.

Während er sowohl in Armenien als auch in der Zeit der Unterbringung seine sexuelle Orientierung geheim halten muss, beginnt er nun, sich aktiv für die Rechte von homosexuellen Menschen zu engagieren. Zudem versucht er, seinen langjährigen Lebensgefährten Husig aus Armenien nach Österreich zu holen, wo die beiden heiraten wollen. Sie stellen sechsmal einen Antrag auf ein Visum. Erst beim siebten Anlauf wird dem Antrag stattgegeben. Die beiden heiraten in einer kleinen Gemeinde in der Nähe von Innsbruck. Zwei Wochen später muss Husig wieder zurück nach Armenien, um dort die Niederlassungsbewilligung für Österreich als Angehöriger zu beantragen.

Kurz nach Husigs Abreise erhält Barkev eine Ladung der Polizeidirektion, weil ihm vorgeworfen wird, eine Scheinehe eingegangen zu sein. Zum wiederholten Mal sieht sich Barkev aufgrund seiner sexuellen Orientierung von einer staatlichen Behörde verfolgt – nun jedoch in jenem Land, in dem er vier Jahre zuvor aus eben diesem Grund um Schutz angesucht hat. Vor dem Anhörungstermin informiert er sich umfassend bei einer rechtlichen Beratungseinrichtung und bei einem befreundeten Universitätsprofessor. Beide bestärken ihn in seiner Einschätzung, dass letztlich kein Tatbestand vorliege. Zudem macht er sich seine in Armenien abgeschlossene juristische Ausbildung zunutze und eignet sich die Paragraphen an, die seine nunmehrigen Rechte betreffen.

Barkev erscheint allein zur Anhörung und konfrontiert die Beamten mit dem Vorwurf der Diskriminierung. Trotz des massiven Verdachtes der Scheinehe seitens der Exekutive, den Barkev als vollkommene Willkür bezeichnet, lässt er sich nicht in die Rolle des passiven Opfers drängen, sondern leistet aktiv Widerstand. Nachdem er den Beamten mehrfach mit einer Gegenklage aufgrund eines Verstoßes gegen das Antidiskriminierungs-

gesetz gedroht hat, wird ihm versichert, dass die Anschuldigungen gegen ihn voraussichtlich nicht weiterverfolgt werden. Tatsächlich wird das Verfahren eine Woche später aufgrund mangelnder Beweislage eingestellt und Husig erhält eine Niederlassungsbewilligung für Österreich. Übrig bleibt eine tiefe Verletzung und ein »zerstörtes Bild von Österreich« (Barkev: 7). In Zeiten der Bedrängnis und der Verzweiflung greift Barkev auf sein breites soziales Netzwerk zurück, das ihm immer wieder hilft, sich zu (re-)stabilisieren und seinen Glauben daran wiederzufinden, »dass die Mehrheit der Welt oder der Menschen doch gut ist« (Barkev: 10).

Während des Gespräches kommt Barkev mehrfach auf den gegenwärtigen Diskurs über geflüchtete Menschen zu sprechen. Er kritisiert die diskursive Differenzsetzung, die eine Spaltung zwischen einem »nationalen Wir« und den davon separierten »Anderen« konstruiert und zementiert. Maßgeblich vorangetrieben, so Barkev, werde diese feindselige politische Entwicklung durch die rechtspopulistische FPÖ. Die zum Zeitpunkt des Gespräches kürzlich abgehaltene Wahl zum Bundespräsidenten³⁸ und der dabei erzielte Erfolg der FPÖ stehen für Barkev exemplarisch für eine europaweite Bewegung, die er mit großer Sorge betrachtet.

Um dieser beklemmenden Entwicklung etwas entgegenzusetzen, engagiert sich Barkev nebenberuflich als Erwachsenenvertreter in einem Verein, der für die Rechte von geflohenen Menschen in Tirol eintritt, und versucht, eine Gegenöffentlichkeit zur dominanten medialen Berichterstattung über Geflüchtete zu schaffen. Erneut wählt Barkev die Strategie, aktiv Widerstand gegen politische Ereignisse zu leisten. Gerade weil er nach seiner Ankunft ebenfalls vielfach Diskriminierungserfahrungen machen musste und weiß, was es bedeutet, an einen anderen Ort zu fliehen, um sich dort ein neues Leben aufzubauen, zeigt er sich solidarisch mit anderen Geflohenen. Sein beeindruckender Kampf für eine gerechtere Gesellschaft, an die Barkev trotz aller restriktiven und diskriminierenden Bedingungen, mit denen er immer wieder konfrontiert wird, glaubt, zeigt sein enormes Widerstandspotenzial,

38 Am 22.05.2016 kam es zwischen Norbert Hofer (FPÖ) und Alexander van der Bellen (Grüne) zur ersten Stichwahl um das Amt des Bundespräsidenten. Zwar konnte Van der Bellen knapp die Mehrheit der Stimmen auf sich vereinen (50,35 %), allerdings wurde das Ergebnis aufgrund von Unregelmäßigkeiten im Wahlvorgang seitens der FPÖ angefochten. Dadurch kam es im Dezember 2016 zu einer erneuten Stichwahl, bei der Van der Bellen mit 53,79 % gewann.

das er wie folgt auf den Punkt bringt: »Ich finde mich schon einen mutigen Menschen, also sehr kämpferisch. [...] Durch diese Kämpfe bin ich auch stärker geworden, natürlich. Also, es berühren mich nur noch ganz wenige Sachen.« (Barkev: 7f.)

8.7 Alim – »Bildung als (Über-)Lebensstrategie«

Alim ist zum Zeitpunkt des Gespräches erst seit zehn Monaten in Österreich. Da er bereits die A2-Deutschprüfung positiv absolviert hat, führen wir das Gespräch auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin auf Deutsch. Die Gesprächssituation, so Alim eingangs, möchte er dazu nutzen, seine Deutschkenntnisse weiter zu vertiefen. Auch im Laufe seiner weiteren Erzählungen wird mehrfach deutlich, welchen zentralen Stellenwert Bildung und Arbeit in seinem Leben spielen. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen steht der unerschütterliche Wille, seine in Syrien erworbenen Fähigkeiten und Qualifikationen in Österreich nutzbar zu machen sowie die dort begonnene berufliche Karriere weiterzuführen.

Alim wächst mit seinen vier Geschwistern in Aleppo auf. Seine Eltern sind beide an der Universität tätig, womit er auch seine hohen Erwartungen an seine eigene Person in Hinblick auf Bildung und Arbeit erklärt. Nach seinem Chemiestudium, das er mit Auszeichnung abschließt, arbeitet Alim als Laborant für einen großen Pharmakonzern. 2013 muss das Labor aufgrund mehrfacher Bombeneinschläge schließen und Alim verliert seine Arbeit. Als er in den Militärdienst eintreten soll, entschließt er sich 2015, nach Deutschland zu fliehen. Das Ziel wählt Alim aus zwei strategischen Gründen: Zum einen ist er über die vergleichsweise hohe Aufnahmezahl geflüchteter Menschen in Deutschland zu dieser Zeit im Bilde; und zum anderen hat er sich bereits umfassend über die dortigen Möglichkeiten, sich auf dem Fachgebiet der Chemie weiterzubilden, informiert und weiß, dass es einen Mangel an Fachkräften in diesem Bereich gibt.

Alims Flucht dauert 38 Tage. Er ist in einer Gruppe mit vier weiteren Männern unterwegs, die ebenfalls nach Deutschland wollen. Mit Hilfe eines breiten Netzwerkes, auf das sie zurückgreifen können, entgehen sie mehrfach Polizeikontrollen und erhalten wichtige Informationen für die nächtlichen Grenzübertritte. 30 Kilometer von der deutschen Grenze entfernt, wird die Gruppe von der österreichischen Polizei aufgegriffen und in Handschellen abgeführt. Alim wird die ersten drei Monate in Scharnitz, also nicht einmal

einen Kilometer von der deutschen Grenze entfernt, und schließlich in Innsbruck untergebracht. Nach sieben Monaten erhält er den vorläufigen Aufenthaltstitel als Subsidiär Schutzberechtigter, der ihm zunächst für ein Jahr zuerkannt wird.

Trotz der Enttäuschung, es nicht nach Deutschland geschafft zu haben, beginnt Alim schnell, sich mit den Gegebenheiten zu arrangieren und auf sein Ziel zu fokussieren: als Chemielaborant zu arbeiten. Da sein in Syrien erworbener Universitätsabschluss in Österreich nicht vollständig anerkannt wird, muss Alim zehn Kurse im Masterstudiengang Chemie absolvieren. Die Voraussetzung hierfür ist die erfolgreiche Absolvierung des B2-Deutschkurses, für den er täglich mehrere Stunden lernt. Sein »Projekt Deutsch« (Alim: 11) dient aber nicht nur dazu, die nötigen Kurse für die Anerkennung seines Studiums zu absolvieren, sondern ermöglicht es ihm auch, sich von den täglichen Sorgen um seine Familie in Syrien und seinen zunächst noch unsicheren Aufenthaltsstatus (vor dem Erhalt des positiven Asylbescheides) abzulenken. Alim verfolgt ein konkretes Ziel das er trotz der vielen Barrieren, wie etwa die Deutschprüfung, Schritt für Schritt zu erreichen versucht.

Alim verfügt über einen breiten UnterstützerInnenkreis, den er geschickt für seine Bildungsaspirationen nützt. Über den Kontakt mit einem Professor am Management Center Innsbruck (MCI) schafft er es, ein Masterstudium (»International Health und Social Management«) zu beginnen, bevor er die B2-Deutschprüfung absolviert hat – und zwar ohne die dabei anfallenden Studiengebühren zahlen zu müssen. Dass er ein ganz präzises Ziel verfolgt, wird deutlich, als er den Studiengang nach drei Monaten abbricht, weil er erkennt, dass es ihm seinem Wunsch, wieder als Chemielaborant zu arbeiten, nicht näherbringt. Kurze Zeit später bewirbt sich Alim für diverse Praktika in Laboren von Pharmakonzernen. Seine Hartnäckigkeit zahlt sich aus und er kann, trotz unsicherem Aufenthaltsstatus, ein dreimonatiges Praktikum bei einem großen Medikamentenhersteller beginnen. Nach der Arbeit lernt er bis spät in die Nacht für die anstehenden Deutschprüfungen, wobei er auch hier auf die Unterstützung einer befreundeten Englischlehrerin zurückgreift.

An mehreren Stellen des Gespräches kommt Alim auf seine Sorgen zu sprechen, die seine Zukunft in Österreich betreffen. Diese resultieren zum einen aus seiner prekären Aufenthaltssituation, zum anderen beunruhigt ihn der mediale Diskurs, der geflüchtete Menschen in unmittelbaren Zusammenhang mit den Anschlägen in Paris und Brüssel bringt. Während ihn diese Form der Fremdrepräsentation, in der er als »muslimisch markierter Anderer« angesprochen wird, ängstigt, ärgert ihn die generalisierende Opferzu-

schreibung. Die ihm häufig entgegengebrachte Verwunderung über sein Bildungsniveau oder seine Sprachkenntnisse empfindet er als verletzend. Dennoch findet er einen Weg, mit den stigmatisierenden Fremdpositionierungen umzugehen, indem er immer wieder auf die Strategie der Weiterbildung zurückgreift: »Wenn es mir zu viel wird mit den ganzen Sachen, dann lerne ich. Das ist wichtiger für jetzt und für die Laborarbeit später. Ich muss mich dann einfach auf etwas anderes konzentrieren. Lernen hilft meistens.« (Alim: 11)

Bildung kann in Alims Biographie als (Über-)Lebensstrategie gelesen werden. Sie dient ihm dazu, seine Selbstdefinition als handlungsfähiges und wissensdurstiges Subjekt in Momenten der Fremdpositionierung aufrechtzuerhalten und seinen konkreten Zukunftsentwurf, als Chemielaborant zu arbeiten, schrittweise umzusetzen.

8.8 Rasin – »Phasisches Denken«

Rasin ist zum Zeitpunkt des Gespräches seit 18 Monaten in Österreich. Seine Frau und seine drei Kinder, die wie er in Aleppo lebten, können im Rahmen einer Familienzusammenführung acht Monate nach seiner Ankunft nachkommen. Zum Zeitpunkt unseres Gesprächs bewohnt die Familie eine Dreizimmer-Wohnung in einem kleinen Dorf in der Nähe von Innsbruck. Alle drei Kinder besuchen die Schule.

Seit über acht Monaten sucht Rasin einen Arbeitsplatz oder die Möglichkeit, ein Praktikum zu absolvieren. Bis zu unserem Gespräch hat er ausschließlich Absagen erhalten, die fast ausnahmslos mit seinen als mangelhaft bezeichneten Deutschkenntnissen begründet wurden. Im Fokus des Gespräches stehen überwiegend zwei Aspekte, die in seiner gegenwärtigen Lebenssituation eine zentrale Rolle spielen: die Erinnerungen an sein altes Leben in Aleppo und die schweren Startbedingungen in Tirol, die es ihm nahezu unmöglich machen, seinen Kindern den Weg in eine bessere Zukunft zu ebnen.

Rasin wächst mit seinen beiden Geschwistern bei seinen Eltern in Aleppo auf. Nachdem er geheiratet hat, bekommen er und seine Frau drei Kinder. Die Familie kann sich aufgrund des relativ hohen Einkommens, das Rasin mit seiner eigenen Agentur für Rechnungsprüfung erhält, ein gutes Leben leisten. Sie besitzen ein Haus in der Stadt und ein weiteres auf dem Land. Alle drei Kinder besuchen eine Privatschule. Als der Krieg ausbricht, wird die Situation zusehends unsicher für Rasin und seine Familie. Besonders belastet ihn und seine Frau die tägliche Angst um ihre Kinder. Die Bilder des Krieges

sind in Rasins Erinnerung noch sehr präsent. Er erzählt von mehreren Bombeneinschlägen in der unmittelbaren Nachbarschaft, bei denen viele Freunde ums Leben gekommen sind, von einem Bekannten, der aus purer Not seine Schwester an einen Arbeitskollegen verkauft hat, und von Menschen, die nur darauf warten, beerdigt zu werden: »It's like a big prison.« (Rasin: 11) Als die Situation für ihn und seine Familie zu gefährlich wird, flieht er zunächst allein nach Österreich, um seine Familie zu einem späteren Zeitpunkt nachzuholen.

Die erste Zeit in Österreich ist geprägt von der Schwierigkeit, Arbeit und Wohnung zu finden. Dies sieht Rasin direkt in seinem Status als »Flüchtling« begründet. Die berufliche Dequalifizierung setzt ihm zu. Während er in Aleppo als Leiter seiner Agentur mehrere MitarbeiterInnen anstellen konnte, wird ihm in Österreich nicht einmal die Möglichkeit gegeben, ein unbezahltes Praktikum zu beginnen, um seinen Wiedereinstieg in die Erwerbstätigkeit vorzubereiten. Die Argumentation, dass seine Deutschkenntnisse für eine Anstellung oder ein Praktikum nicht ausreichen würden, sieht er als Vorwand, der dazu dient, den eigentlich dahinterstehenden Rassismus zu verdecken. Mehrfach wird Rasin mit vorurteilsbeladenen Zuschreibungen konfrontiert, die ihm aufgrund der rassistischen Markierung als »nichtwestlicher Anderer« entgegengebracht werden: »People here [...], they had a strange idea about my country. [...] [W]e are not using camels anyway. I had my car. [...] So, we're civilized.« (Rasin: 5) Den Grund für diese (westliche) Konstruktion einer »arabischen Welt«, die als rückständig, unterentwickelt und von Gewalt geprägt imaginiert wird, verortet Rasin in der medialen Darstellung der arabischen Länder, die er explizit als »Propaganda« bezeichnet.

Den deformierenden Narrationen und stereotypisierenden Zuschreibungen ist Rasin jedoch keinesfalls passiv ausgesetzt. Vielmehr sieht er in seiner und der Anwesenheit anderer geflüchteter Menschen die Möglichkeit, die westlich geprägten Bilder über die jeweiligen Herkunftskontexte zu korrigieren. Aus dieser Perspektive wird es Rasin möglich, seiner Flucht und dem dabei erfahrenen Leid eine gewisse Sinnhaftigkeit zu verleihen, die in der Chance besteht, etablierte Vorurteile und Stereotypen aufzubrechen: »And I think that now as refugees, we have a mission. You know, to show people that we are good people. We are civilized, we are educated, we are highly educated people. And I think that the image would change.« (Rasin: 7) Das Wissen über die rassistischen Zuschreibungen, die ihm die Arbeitssuche deutlich erschweren, hilft Rasin einerseits dabei, die Absagen nicht auf seine eigene Person zu beziehen, sondern die Gründe in den gesellschaftlich-diskriminierenden

Machtverhältnissen zu verorten. Andererseits empfindet er die Situation dadurch zeitweise auch als Kampf, den er nicht gewinnen kann. In solchen Momenten konzentriert er sich auf die Zukunft seiner Familie. Vor allem findet er die Kraft und Motivation dafür, trotz der Rückschläge, etwa bei der Jobsuche, weiterzumachen, in seinen drei Kindern. Die Verantwortung, die er und seine Frau gegenüber ihrer Tochter und ihren beiden Söhnen haben, lässt die Option aufzugeben schlichtweg nicht zu.

Die Tatsache, dass die Kinder in Österreich in Sicherheit leben und nicht im Krieg aufwachsen müssen, ist für Rasin entscheidend, um trotz aller Schwierigkeiten positiv in die Zukunft blicken zu können. Während sich die beiden Söhne, sieben und elf Jahre alt, bereits weitestgehend an die neue Umgebung gewöhnt haben, fällt es der 15-jährigen Tochter noch schwer, sich mit den veränderten Gegebenheiten zu arrangieren. In langen Gesprächen versucht Rasin, ihr unterstützend beiseite zu stehen und in der Vergangenheit Erlebtes aufzuarbeiten. Er weiß, dass dies noch lange dauern wird. Dennoch ist er sich sicher, dass sie ihren Weg meistern und ihm eines Tages dankbar dafür sein wird, dass er die Entscheidung, Syrien zu verlassen, getroffen hat.

Trotz der genannten Schwierigkeiten und Barrieren investiert Rasin seine gebündelte Kraft in den Aufbau eines neuen Lebens in Österreich – für sich und vor allem für seine Familie. Dabei stellt er seine eigenen Bedürfnisse hinter jene seiner Kinder und nimmt die Diskriminierungserfahrungen bei der Suche nach einem Arbeitsplatz in Kauf. Damit, so Rasin, sei nicht gemeint, dass er sich auch später nicht wehren würde, doch sei jetzt nicht der richtige Zeitpunkt dafür. Diese Form des Umganges mit Diskriminierungserfahrungen lässt sich als strategische Prioritätensetzung lesen. Die prekäre Lebenssituation, in der sich Rasin durch seine Arbeitslosigkeit befindet, erlaubt es ihm gegenwärtig nicht, gegen die diskriminierenden Strukturen am Arbeitsmarkt Widerstand zu leisten. Durch die zeitliche Verlagerung dieses Widerstandes in eine Zukunft, in der seine Arbeits- und Lebenssituation abgesichert ist, schafft er es gegenwärtig, einen Umgang damit zu finden.

Diese Strategie kann als eine Art *phasisches Denken* bezeichnet werden. Damit ist gemeint, dass das zu Bewältigende gedanklich gewissermaßen in einzelne kürzere Phasen unterteilt wird, die als solche dann überschau- und bewältigbarer erscheinen. Im Falle von Rasin liegt die Priorität auf der finanziellen und sozialen Absicherung seiner Familie. Erst in einem nächsten Schritt sieht er sich in der Lage, die bestehenden gesellschaftlichen Machtverhältnisse zu kritisieren: »And you have to do everything step for step when

life is difficult like now. So, I first have to find a job. And when this is done, I will tell people what I am really thinking when they treat me like not being a real human.« (Rasin: 5)

Die Biographie von Rasin macht deutlich, welche Anstrengungen nötig sind, um sich ein Leben an einem anderen Ort aufzubauen. Der Kampf für seine Familie, der er ein »gutes Leben« ermöglichen will, verlangt Rasin einiges ab. Dennoch entwickelt er immer wieder Strategien, um ein positives Zukunftsszenario für sich, seine Frau und seine Kinder zu entwerfen. Als wir uns ein Jahr nach unserem Gespräch wiedersehen, hat er eine Anstellung bei einer großen Supermarktkette, wo er bereits befördert wurde. So konnte die Familie inzwischen in eine größere Wohnung ziehen.

8.9 Ben – »Vermeidung von neuen Verletzungen«

Ben ist seit zwei Jahren und sieben Monaten in Österreich. Erst nach zwei Jahren des Wartens erhält er den für zwei Jahre geltenden Aufenthaltstitel als Subsidiär Schutzberechtigter. Um seine Nervosität vor dem Treffen mit mir zu mindern, hat er seine Freundin mitgebracht. Das Gespräch wird überwiegend von zwei Themen bestimmt: seine prekäre Arbeits- und Aufenthaltssituation und die Diskriminierungserfahrungen, die er in Österreich macht.

Ben ist im Irak aufgewachsen. Nach seiner Schulzeit folgt er seiner großen Leidenschaft – Autos – und übernimmt eine Autowaschanlage. Daneben studiert er Wirtschaft, um sich für die Leitung des Unternehmens adäquat auszubilden. Eines Tages kommen Milizen in seine Firma und fordern ihn auf, mit ihm mitzukommen: Ben soll in den Militärdienst eingezogen werden. Als sich Ben weigert, verlassen sie die Firmenräume zunächst wieder. In der Woche darauf kommen sie noch zwei weitere Male und drohen Ben, ihn und seine Familie umzubringen. Da seine Firma und sein Wohnort weit entfernt voneinander liegen, glaubt Ben zunächst nicht daran, dass sie zu ihm nach Hause kommen würden. Zwei Tage später stehen die Milizen jedoch vor der Wohnung, in der er mit seiner Mutter und seinem Vater lebt, und fragen nach Ben. Ab diesem Zeitpunkt ist Ben klar, dass er den Irak verlassen muss. Von heute auf morgen packt er seine Sachen und macht sich auf den Weg zu seinem Cousin, der ihm dabei hilft, einen neuen Reisepass zu beantragen. Anschließend fliegt Ben in die Türkei, wo er sich ein Jahr mit Gelegenheitsjobs durchkämpft. Er schläft auf der Straße. Wenn er Glück hat, findet er für jeweils kurze Zeit ein Dach über dem Kopf bei Freunden oder Bekannten. Die

Situation wird zusehends unerträglicher und gemeinsam mit zwei Freunden beschließt Ben, nach Belgien zu gehen. Dort leben bereits Bekannte, die einen positiven Asylbescheid erhalten haben. Die Hoffnung, die ihn in dieser schwierigen Lebenssituation vorantreibt, ist die, dass in Europa ein besseres Leben auf ihn wartet: »Ja, das habe ich gedacht, dass es in Europa besser wird. Das war mein einziger Halt, auch wenn ich damals schon daran gezweifelt habe. Aber an irgendwas musst du halt glauben, auch wenn du weißt, dass es nicht stimmt.« (Ben: 5)

In einer Zeit der äußersten Not und der Verzweiflung schafft es Ben, trotz seiner Zweifel wieder Hoffnung zu schöpfen und sich gegen die eigene Entmutigung zu wehren. Schlimmer als das Jahr in der Türkei, so Ben, kann es nicht werden.

Seine Reise von der Türkei bis nach Österreich dauert 17 Tage. Das ursprüngliche Ziel, Belgien, erreicht die Gruppe nicht, weil sie zuvor in Österreich von der Polizei aufgegriffen wird. Ben wird zunächst in die Erstaufnahmestelle West in Thalham gebracht, bevor er nach Tirol überstellt wird.

Die erste Zeit beschreibt Ben als sehr schwierig. Besonders das Arbeitsverbot und die dadurch bestehende Abhängigkeit zu den geldgebenden Behörden quälen ihn: einerseits, weil das Geld nicht ausreicht, und andererseits, weil er seinem drängenden Bedürfnis zu arbeiten nicht nachkommen kann. Die restriktive Gesetzgebung, die es Menschen im Asylverfahren verwehrt, einer bezahlten Arbeit nachzugehen, zwingt Ben zum Nichtstun. Wochenlang sitzt er in seinem Zimmer im Heim für Geflüchtete und weint. Besonders kräftezehrend sind dabei die endlosen Gedankenschleifen, die sich um seine Familie im Irak und seine unsichere Zukunft in Österreich drehen. Ein Zimmerkollege erzählt ihm schließlich von der »Möglichkeit«, schon während des Asylverfahrens für ein kleines Entgelt bei der Gemeinde zu arbeiten. Für 3 Euro pro Stunde mäht Ben den Rasen und hilft auf Baustellen aus. Trotz der prekären Beschäftigung kann er der Situation etwas Positives abgewinnen. Zum einen ist er beschäftigt und kann sich von seinen Sorgen durch körperliche Arbeit ablenken. Zum anderen knüpft er soziale Kontakte, durch die er sein Deutsch verbessern kann: »Außerdem habe ich bei der Arbeit auch viel gelernt, weil ich immer nachgefragt habe. So habe ich Deutsch gelernt. Ich habe nie einen Kurs gemacht. Ich habe das alles nur über den Kontakt mit den Leuten gelernt.« (Ben: 2f.)

Nach zwei Jahren erhält Ben endlich einen Bescheid, der ihm den Aufenthalt für zwei Jahre sichert, und damit auch die ersehnten Papiere, die ihn berechtigen, in Österreich zu arbeiten. Er findet eine Stelle bei einem Mö-

belhaus. Gegenwärtig besteht sein Leben ausschließlich aus Arbeiten, Schlafen und Essen. Um pünktlich zu seiner Schicht zu kommen, steht er um 02:00 Uhr auf. Seine Schicht beginnt um 03:30 und endet gegen 13:00 Uhr. Danach schläft er bis 17:00 Uhr. Zwischen 17:00 und 19:00 Uhr, so Ben, habe er noch Energie, Freunde zu treffen oder spazieren zu gehen. Danach müsse er wieder schlafen gehen, um den nächsten Tag zu überstehen. Sein Traum ist es, wieder in einer Autowerkstatt zu arbeiten. Mit Unterstützung seiner Freundin schreibt er gerade Bewerbungen, da sein Arbeitsvertrag mit dem Möbelhaus in ein paar Monaten ausläuft.

Die Schwierigkeit, einen »guten« Job zu finden, sieht Ben vor allem in den Zuschreibungen, mit denen er aufgrund seines Status als »Flüchtling« konfrontiert wird. Während des Gesprächs kommt Ben mehrfach auf Rassismuserfahrungen zu sprechen, die er bereits machen musste. Besonders in Erinnerung ist ihm ein Erlebnis mit einem Busfahrer: Während dieser alle einsteigenden Fahrgäste durchwinkt, schaut er sich Bens Fahrkarte genau an. Ben ist nicht bewusst, dass diese seit kurzer Zeit abgelaufen ist. Der Busfahrer beschimpft ihn im Tiroler Dialekt, sodass Ben ihn nicht verstehen kann. Die bereits sitzenden Fahrgäste beginnen zu lachen: »Ich habe mich echt so gefühlt, als hätte ich etwas geklaut oder so.« (Ben: 8) Da er allein unterwegs ist und diese unangenehme Situation nicht länger ertragen will, steigt er bei der nächsten Haltestelle aus.

Auch die ungerechte Behandlung durch die Polizei, die ihn und seine Freunde aufgrund ihres äußeren Erscheinungsbildes öfter kontrolliert, gehören zu seinen regelmäßigen Diskriminierungserfahrungen. Auf die Frage, wie er damit umgehe, antwortet Ben: »Natürlich werde ich da böse. Ja. Ja, da werde ich böse und wütend. Aber was soll ich machen. Wenn ich etwas mache, dann bekomme ich Ärger. Sie hören mich nicht.« (Ben: 6) Bens Strategie ist es daher, Situationen, die er als potenziell diskriminierend wahrnimmt, zu meiden und sich mit Menschen zu umgeben, die ihm zuhören und ernst nehmen, was er erzählt. Im Besonderen ist das seine Freundin, die ihn in allem unterstützend beiseite steht. Die beiden möchten bald heiraten. Damit wäre auch der Aufenthalt von Ben dauerhaft gesichert. Sein Ziel ist es, sein Deutsch weiter zu verbessern und die B2-Prüfung zu machen. Im Anschluss daran möchte er weiter Wirtschaft studieren – und irgendwann wieder mit Autos arbeiten.

8.10 Zahi – »FluchtMigrationserfahrung als Kompetenz nutzbar machen«

Zahi ist zum Zeitpunkt des Gespräches 29 Jahre alt und seit 2013 in Österreich. Schon im Alter von drei Jahren flieht er mit seiner Tante aus Somalia in den Jemen. Zahis Vater ist damals bereits tot. Seine Mutter bleibt mit den sechs Geschwistern in Somalia, weil das Geld nicht dafür ausreicht, dass die gesamte Familie das Land verlassen kann. Insgesamt sieben Jahre leben Zahi und seine Tante im Jemen. Zahi besucht dort die Grundschule. Im Jahr 2000 entscheidet Zahis Tante, nach Syrien zu gehen, weil sie sich dort bessere Bildungs- und Arbeitsbedingungen erhofft. In Aleppo kann Zahi seinen Pflichtschulabschluss machen und beginnt zu arbeiten, um seiner Tante finanziell unter die Arme zu greifen.

Als 2011 der Bürgerkrieg ausbricht, wird die Situation zusehends gefährlicher. Erneut müssen die beiden alles zurücklassen. Zunächst flieht Zahi in die Türkei. Dort wird er festgenommen und sitzt einen Monat in Haft. Nach seiner Freilassung erhält er die Anweisung, die Türkei innerhalb von zehn Tagen zu verlassen. Mit einem Fluchthelfer flieht er über Istanbul nach Griechenland. Insgesamt sieben Monate lebt er in Athen, gemeinsam mit anderen Geflohenen, die dort eine Wohnung angemietet haben. Die Lebensbedingungen sind beengt und Hunger ist ihr ständiger Begleiter, aber Zahi kann dort wichtige Kontakte knüpfen. Mit ein paar Freunden beschließt er, in einen anderen EU-Mitgliedsstaat zu gehen in der Hoffnung, dort bessere Rahmenbedingungen zu finden.

Mit 13 weiteren Menschen kommt Zahi, versteckt in einem LKW, in Österreich an. Die Gruppe wird von der Polizei aufgegriffen und ins Erstaufnahmezentrum in Traiskirchen gebracht. Anschließend wird Zahi mit zwei Freunden, die er bereits in Athen kennengelernt hat, nach Tirol überstellt. Damals ist Zahi erst 24 Jahre alt. Nach vier Monaten bekommt er in erster Instanz einen negativen Bescheid, gegen den er gemeinsam mit einer rechtlichen Beratungseinrichtung Widerspruch einlegt. Es folgen weitere drei Jahre des Wartens, bis er erneut zu einem Interview geladen wird und endlich einen positiven Bescheid erhält. Während dieser Zeit bringt Zahi sich selbstständig Deutsch bei, obwohl seine Zukunft in Österreich bis zum Erhalt des positiven Bescheides vollkommen unsicher ist. Was man einmal gelernt hat, so Zahi, das kann man auch woandershin mitnehmen. Unterstützt wird er dabei ehrenamtlich von einem pensionierten Chefarzt.

Zahi bekommt einen Konventionsspass und ist damit auf rechtlicher Ebene österreichischen StaatsbürgerInnen gleichgestellt. Mit der veränderten Aufenthaltssituation und den damit verbundenen Möglichkeiten ändert sich sein Leben von heute auf morgen komplett. Sein Ziel ist es, eine Ausbildung als Sozialarbeiter zu machen, um anschließend als Betreuer in einer Unterbringung für junge Geflüchtete zu arbeiten. Zwar hat er bereits ohne Ausbildung ein Stellenangebot als Betreuer erhalten, doch weiß Zahi, dass eine abgeschlossene Ausbildung ihn für die Zukunft absichert, weshalb er sich gegen die sofortige Aufnahme der Tätigkeit entscheidet. Nach mehreren gescheiterten Versuchen, einen Ausbildungsplatz als Sozialarbeiter zu bekommen, beschließt er, eine Ausbildung als Pflegeassistent zu absolvieren. Die Entscheidung ist eine taktische: Zum einen weiß er um die starke Nachfrage an Fachpersonal in diesem Bereich und ist sich darüber bewusst, dass er mit einer entsprechenden Ausbildung einen Plan B in der Tasche hat. Zum anderen verfügt er durch seinen ehrenamtlichen Unterstützer über die entscheidenden Kontakte. Als pensionierter Chefarzt kennt dieser die AusbildungsleiterInnen, die Zahi und seinem Berufswunsch zu Beginn skeptisch gegenüberstehen, und verhilft ihm schließlich zu einem Ausbildungsplatz. Als Pflegeassistent kommt Zahi auf das Stellenangebot in der Unterbringung zurück. Tatsächlich wird zu dieser Zeit ein Betreuer gesucht und Zahi nimmt die Stelle an. Bis heute arbeitet er dort als Betreuer.

Die Erfahrung, die er im Laufe seines noch so jungen Lebens gemacht hat, nutzt Zahi als Ressource, um die Jugendlichen während und nach dem Asylverfahren zu begleiten. Weil Zahi selbst eine Fluchtgeschichte hat, ist er für die Jugendlichen weitaus authentischer als viele seiner KollegInnen. Er kennt die Schwierigkeiten, Barrieren und Sorgen, mit denen die Jugendlichen sich auseinandersetzen müssen, und weiß daher, was in solchen Situationen hilft. Zudem nimmt er für viele durch seine Geschichte eine Vorbildfunktion ein und kann die jungen Menschen in Zeiten der Verzweiflung und der Hoffnungslosigkeit immer wieder aufs Neue motivieren. Schließlich war er, nun in der Position des Betreuers, auch einmal in ihrer Situation.

Zahi schafft es auf eine beeindruckende Art und Weise, das in der Vergangenheit Erlebte als Kompetenz zu verstehen und für sich und andere nutzbar zu machen. Sein Verständnis von Sozialarbeit basiert auf dem Leitsatz: *Hilfe zur Selbsthilfe*. In diesem Kontext kritisiert er auch die Arbeit mancher Ehrenamtlichen, die die Jugendlichen in eine Abhängigkeitsbeziehung drängen, aus der sie schwer wieder herauskommen. Er hingegen favorisiert den Ansatz, den Jugendlichen anfangs unterstützend und beratend beiseitezuste-

hen, damit sie in einem nächsten Schritt die jeweiligen Aufgaben, wie etwa Anrufe bei Behörden oder ÄrztInnen, selbstständig übernehmen können. Dabei müssten die Jugendlichen, so Zahi, auch Fehler machen, um zu merken, dass diese letztlich gar nicht so schlimm seien. Seine Herangehensweise hat Erfolg. Immer wieder kontaktieren ihn ehemalige BewohnerInnen, um ihm für seine hilfreiche Begleitung zu danken.

Die Unterkunft, in der Zahi arbeitet, wird voraussichtlich geschlossen. Gerne würde er in die IT-Branche einsteigen und seiner Leidenschaft – Computern – nachgehen, er bleibt aber zugleich realistisch. Insgesamt ist er sich seines umfangreichen Repertoires an Kompetenzen dabei bewusst:

»Dann weiß ich eigentlich nicht, was ich mache. Entweder ich gehe in die Pflege oder ich suche etwas anderes. Oder ich mache inzwischen eine andere Ausbildung. [...] Ich mag Computerarbeit, also so IT oder so was. Aber das ist, glaube ich, jetzt nicht möglich in Österreich. [...] [I]ch glaube, ich müsste zuerst die Matura machen. [...] Schau ich danach, was kommt. Oder halt einen Dolmetscherkurs. Das wäre auch gut, weil ich kann auch Arabisch.«
(Zahi: 14)

Bildung kann in diesem Zusammenhang als Strategie verstanden werden, den eigenen Möglichkeitsraum zu erweitern. Sie gibt Zahi die Sicherheit und das Selbstvertrauen, mit Situationen, wie der drohenden Schließung der Unterkunft, umzugehen und die Alternativen, die ihm zur Verfügung stehen, wahrzunehmen. Dass Bildung eine zentrale Rolle im Leben spielt, ist Zahi durchaus bewusst. Dieses Wissen versucht er, an die Jugendlichen, mit denen er arbeitet, weiterzugeben, damit sie für die Zukunft gewappnet sind. Sein Verständnis von Bildung ist dabei weit. Es bezieht über die formale (Schul-)Bildung hinaus auch die Erfahrung von FluchtMigration mit ein, wie er im Folgenden erläutert:

»Also diese Geschichte, dieser Fluchtweg ist eine große Erfahrung dazu. Das ist ja auch Bildung. Also das habe ich gemacht. Es ist vielleicht auch ein Vorteil, weil ein Arzt, der nur in Schwaz [Kleinstadt in Tirol; Anm. d. Verf.] ist und nur in Schwaz gearbeitet hat, ist ... er ist ja ein Arzt, auch vielleicht ein guter Arzt, aber er hat vielleicht nicht viel Erfahrung mit außen. Also mit anderen Sprachen, Menschen und Lebensgeschichten.« (Zahi: 24)

Trotzdem ist Zahi erleichtert, wenn er in Kontexten außerhalb seiner Arbeit nicht ständig mit seiner Fluchtgeschichte konfrontiert und damit auf diese reduziert wird. So verschweigt er sie etwa vor seinen MitschülerInnen in der

Pflegeschule bewusst. Auf diese Weise ist es ihm möglich, sich vor den potenziell vorurteilsbehafteten Zuschreibungen und Assoziationen zu schützen und nicht als hilfsbedürftig wahrgenommen zu werden, sondern stattdessen als »normaler« Schüler Teil der Klasse zu werden: »Die sehen mich, wie ich normal bin. Also dass ich bin wie sie. Also dass ich ein Mensch bin wie sie und ja. Also nicht wie im Heim, dass ich immer Hilfe brauche und ich nichts allein machen kann. Und das finde ich auch gut, weil du kommst dann immer Schritt für Schritt voran.« (Zahi: 22)

Dennoch ist Zahi als Person of Color³⁹ häufig rassistischen Diskriminierungen ausgesetzt, die es ihm unmöglich machen, sich in Österreich zu Hause zu fühlen. Dem häufig von außen angestoßenen Herkunftsdialog, dem er aufgrund seines äußeren Erscheinungsbildes ausgesetzt wird, begegnet er pragmatisch: »Also dann habe ich das gesehen, es wird so sein. Entweder gehe ich zurück oder wenn ich hier bleiben will, dann muss ich diese Sache einfach ignorieren. Manche fragen ja auch aus Interesse« (Zahi: 13). Seine Strategie ist es, Diskussionen zu vermeiden und den Leuten jene Antwort zu geben, die sie hören wollen. Alles andere würde ihn zu viel Kraft kosten.

Die Biographie von Zahi zeigt, dass er trotz aller Widrigkeiten, mit denen er in seinem jungen Leben bereits konfrontiert wurde, einen beeindruckenden Weg geht. Er schafft es, seine Erfahrungen für sich nutzbar zu machen und diese nicht nur als Kompetenz wahrzunehmen, sondern gegenwärtig auch seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen. Gleichzeitig bleibt er dabei nicht stehen, sondern ist bereit, sich nach dem Auslaufen seiner jetzigen Stelle weiterzubilden und in anderen Berufsfeldern Erfahrungen zu sammeln.

8.11 Zwischenfazit

»Es ist schon alles gesagt, aber noch nicht von allen.« (Karl Valentin)

Der Fokus der vorliegenden Studie liegt auf den vielfältigen alltäglichen Praktiken und Perspektiven von Menschen, die geflüchtet sind, um sich an einem anderen Ort ein Leben in Sicherheit aufzubauen. Folglich ging es mir um eine Verschiebung der diskursiv-bestimmenden Blickrichtung. So wurden die

39 »Person of Color« (PoC) ist eine Selbstbezeichnung von Menschen, die als nicht-weiß gelten und wegen ethnischer Zuschreibungen von Diskriminierung und Rassismus betroffen sind. Der Begriff wird vor allem von politischen AktivistInnen und/oder in den Sozialwissenschaften verwendet.

Erzählungen der Menschen selbst zum Ausgangspunkt genommen und dominante Zuschreibungen und Fremddefinitionen *gegen den Strich* gelesen. Die GesprächspartnerInnen wurden dabei nicht, wie es auf wissenschaftlicher, medialer und politischer Ebene häufig der Fall ist, aus einer problematisierenden und skandalisierenden Perspektive in den Blick genommen, sondern als ExpertInnen ihrer eigenen Lebenspraktiken verstanden. Sie wurden als handelnde Personen sichtbar gemacht, die sich aktiv, wenn auch »auf eigene Rechnung«, mit den objektiven Lebensbedingungen vor Ort auseinandersetzen. Sie haben im Laufe ihres Lebens unterschiedliche (Über-)Lebensstrategien entwickelt, die es ihnen immer wieder ermöglichen, sich selbst vor dem Hintergrund widrigster Bedingungen eigene Möglichkeitsräume zu schaffen, in denen sie ihre Handlungsfähigkeit aufrechterhalten können. Die FluchtMigration aus den Herkunftskontexten ist dabei ebenso als Strategie des Überlebens zu verstehen wie die Versuche, sich im neuen Kontext zu positionieren und zu verorten. Dabei finden sich alle GesprächspartnerInnen nach ihrer Ankunft in einem System wieder, das durch den Zugriff auf nahezu alle Lebensbereiche gekennzeichnet ist und immer wieder versucht, sie in unterschiedliche Abhängigkeitsbeziehungen zu drängen. Diese reichen vom Verbot, einer Arbeit nachzugehen, über vielfache Integrationsverpflichtungen bis hin zur fremdbestimmten Unterbringung in Gemeinschaftsunterkünften. Das Leben in einem solchen System der Fremdbestimmung und -positionierung wurde seitens der befragten Personen mehrfach mit der Analogie des Gefängnisses beschrieben, da es ihnen nahezu unmöglich ist, die eigenen Zukunftsentwürfe umzusetzen.

Darüber hinaus wurde in der Analyse deutlich, dass die Menschen diesen repressiven Bedingungen dennoch keinesfalls passiv ausgeliefert sind, sondern diverse Praktiken und Strategien entwickeln, die sie den prekären und diskriminierenden Verhältnissen entgegensetzen. Mit Foucault gesprochen, dokumentieren die Erzählungen der GesprächspartnerInnen »die Kunst, nicht dermaßen regiert zu werden« (Foucault 1992: 12). In Anbetracht der Zumutungen und stigmatisierenden Zuschreibungen, mit denen sie sich im Ankunfts-kontext in unterschiedlichen Gesellschaftsfeldern immer wieder konfrontiert sehen, ist enormer Einsatz erforderlich, um die eigene Handlungsfähigkeit aufrechtzuerhalten. Festzuhalten ist dabei, dass die (Über-)Lebenspraktiken der befragten AkteurInnen mit den gesellschaftlichen Bedingungen vor Ort zusammengedacht werden müssen, um weder in einen Determinismus noch in einen Individualismus zu verfallen.

In diesem Zusammenhang sei noch einmal an das Konzept des »subjektiven Möglichkeitsraumes« von Klaus Holzkamp erinnert: Die Differenzierung zwischen einem personalen und einem situationalen Pol eignet sich im Kontext der vorliegenden Arbeit besonders, weil sie es ermöglicht, Gesellschaft und Subjekt zusammenzudenken. Menschen sind in diesem Verständnis nicht als reines Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse zu verstehen, sondern als aktiv gestaltende AkteurInnen, die sich zu eben jenen Verhältnissen und darin zirkulierenden Bedeutungen verhalten können und dabei auch nicht oder anders handeln, als von ihnen erwartet wird. Allerdings sind sie dabei nie gänzlich autonom, sondern stets eingebunden in die konkreten Lebensbedingungen vor Ort.

Die Erzählungen der befragten Personen zeigen deutlich, dass es sich bei der Kategorie »Flüchtling« um eine machtvolle Fremdzuschreibung handelt, die mit weitreichenden Stigmatisierungs- und Diskriminierungserfahrungen einhergeht. Deutlich wird auch, dass die Fremdpositionierung häufig dann zu einer Selbstdefinition wird, wenn es darum geht, das »legitime« Recht auf Aufenthalt einzuklagen oder aber aus dieser SprecherInnenposition Kritik an den stigmatisierenden Zuschreibungen zu üben, um sich im Anschluss daran selbst zu positionieren.

Die Erkenntnisse der vorliegenden Studie sollen und können nicht dazu dienen, die unterschiedlichen Formen des Umganges und die jeweiligen (Über-)Lebensstrategien zu typologisieren und zu kategorisieren. Die »Singularität« der Fälle sowie die Anerkennung der einzelnen (Über-)Lebensgeschichten, die im vorangegangenen Kapitel vorgestellt wurden, würden somit erneut zu Oberbegriffen verschmelzen, die letztlich neue Repräsentationsmuster schaffen könnten. Auch wenn dieser Arbeit eine ressourcenorientierte und wertschätzende Perspektive zugrunde liegt, die ich in der Auseinandersetzung mit FluchtMigrierenden und ihren (Über-)Lebenspraktiken für angemessen erachte, suggeriert eine derartige Vorgehensweise, dass die unterschiedlichen Formen des Umganges mit den gesellschaftlich-restriktiven Verhältnissen vor Ort verallgemeinert werden könnten. Damit würden die verschiedenen »Verletzlichkeiten« (vgl. Castro Varela 2007), die sich aus einer intersektionalen Perspektive entlang divergenter Differenzkategorien und daraus resultierender sozialer Positionierungen ergeben, aus dem Blickfeld geraten. Dies wiederum würde zu einer Simplifizierung von Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnissen führen, die etwa bezüglich ökonomischer Klassen- und Geschlechterverhältnisse stark variieren. Auch aus dem jeweiligen aufenthaltsrechtlichen Status einer Person ergeben sich

ganz andere Erfahrungen, Potenziale und Beschränkungen, aus denen sich wiederum andere Formen des Umgangs mit den restriktiven Bedingungen entwickeln.

Daher eröffnen die Ergebnisse dieser Studie weniger die Möglichkeit, Typen oder Kategorien von Umgangsformen zu bilden, als vielmehr die hegemonialen Bilder über FluchtMigrierende zu hinterfragen, die restriktiven gesellschaftlichen Bedingungen aufzuzeigen und gleichzeitig die Handlungsfähigkeit der FluchtMigrierten und das darin inhärente Widerstandspotenzial sichtbar zu machen. Zudem geht es darum, ZeugInnenschaft für (Über-)Lebensgeschichten zu leisten, die *alle* mit Diskriminierungs- und Rassismuserfahrungen verbunden sind. Im Zentrum steht hier der Umgang damit. So schaffen es die befragten Personen, ihre jeweiligen Kompetenzen und Ressourcen so weit zu mobilisieren, dass sie in Hinblick auf ihre jeweiligen Interessen die nächsten Schritte machen können.

Schließlich können aus den Ergebnissen einige theoretische und praktische Schlussfolgerungen gezogen werden. So eröffnet die *gegenhegemoniale* Perspektive, die in dieser Arbeit eingenommen wurde, einen alternativen Blick auf migrationsgesellschaftliche Verhältnisse. Was daraus resultiert, soll im Mittelpunkt meiner Schlussbetrachtungen stehen.